New York.

Nichts fällt dem Ankömmling, der nach langer Seereise bei New York zuerst das amerikanische Festland erblickt, mehr ins Auge, und nichts prägt sich unauslöschlicher in sein Gedächtnis ein, als der Anblick jener riesenhaft ragenden, turmhohen Häuser, die auf der Südspitze der schmalen Landzunge Manhattan sich zu enger, gewaltig emporgepreßter Gruppe zusammendrängen. Unser europäisches Auge, welches gewohnt ist, von den Formen der Baukunst harmonische Abgewogenheit zu verlangen, mag diese technisch wie künstlerisch höchst gewagten Bauten häßlich und abstoßend finden: dennoch wirkt ihre seltsam kühne, rücksichtslose Umrißlinie und die an sich so nichtssagend einfache Tatsache ihrer überwältigenden Höhe so unerwartet fesselnd, daß man im Vorüberfahren wie gebannt, wie mit wachen Augen träumend, den Blick auf diesem Häusergebirge haften läßt, bis der Ozeandampfer anlegt und der Reisende von dem Durcheinander der Ankunft in Anspruch genommen wird. Der Eindruck aber bleibt: dieser Häuserberg, das ist New York, das ist Amerika!

Bei längerem Aufenthalte stumpft dieses Gefühl des Staunens wohl ab. Andere Erlebnisse drängen sich vor. Die eigentümlichen Sitten und Bräuche der Bewohner, die Einrichtungen und das ganze, vielgestaltige Leben des neuen Erdteils nehmen die Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch. New York mit seinen Wundern beschäftigt ihn lange. Er lernt die erstaunlichen Anlagen kennen, die dem Verkehr Wege durch die Millionenstadt bahnen, so die fünf Stunden lange, geradegestreckte Hauptstraße New Yorks,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Broadway, die Riesenbrücken, über die man zu Fuß fast eine halbe Stunde geht, die vielen Tunnel, die tief unter dem Hudson-Fluß, dem östlich gelegenen Meeresarm und den Häusern und Straßen der Stadt zahlreiche Geleise für den Schnellverkehr der Stadt- und Fernzüge bergen. Er wird sicherlich das neueste, mehr als fünfzigstöckige Riesenhaus besteigen, oder vielmehr befahren, von dessen Höhe aus die dichte Menge der sechzehn- und zwanzigstöckigen Nachbarhäuser wie eine Schar von Zwergen erscheint und von wo aus man einen überwältigenden Blick auf die rings in die glitzernden Gewässer des Hafens eingebettete, weitgedehnte Stadt genießt. Er wird die so überaus rasch laufenden, reihenweise nebeneinander angeordneten Fahrstühle bewundern, deren Anlage die Benutzung solcher hundert, ja mehr als zweihundert Meter hohen Geschäftsgebäude erst möglich macht, und die in beständigem Auf- und Abgleiten die Tausende von Menschen, die in diesen Häusern täglich beschäftigt sind, hinein- oder hinausbefördern. Er mischt sich in die aus Amerikanern, Europäern aller Nationen, Negern und Chinesen bestehende Menschenmenge. Er entdeckt auf weiteren Gängen, daß diese Geschäftsstadt, in der jedermann nur dem Gelderwerb nachzujagen scheint, eine Menge öffentlicher Wohlfahrtseinrichtungen besitzt, daß sie über wertvolle Museen, große Bibliotheken und verschiedene Universitäten verfügt, von denen eine, die Columbia-Universität, Weltruf genießt.

So wird dem Besucher, je länger er in New York verweilt, das Leben desto mannigfaltiger und vielgestaltiger erscheinen. Ja, ihm mögen manche Erscheinungen auffallen, die zueinander in völligem Gegensatz stehen, neben großartigen nützlichen Vorkehrungen manche arge Vernachlässigungen der öffentlichen Wohlfahrt und dergleichen Widersprüche mehr. Aber, wie bei einem Stich oder einer Radierung aus den einander bekämpfenden und sich die Wage haltenden helleren und dunkleren Strichmassen Gestalt und Sinn des ganzen Bildes klar und siegreich hervortreten, so verdichtet sich schließlich auch bei dem Bilde eines großen menschlichen Gemeinwesens die Menge der Einzelzüge zu einem Gesamtbild, bei dem das Wesentliche scharf hervortritt, das Nebensächliche in seine untergeordnete Stellung zurücksinkt. New York erscheint

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Fremden vor allem als die Stadt der großzügigen, kühnen Unternehmungen, besonders auf den Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Und wenn man nach einem Symbol für den Charakter dieser Stadt suchte, so könnte man kein passenderes Wahrzeichen finden als die wolkenansteigenden Gebäude dort auf der Manhattan-Landzunge, wie sie sich, vom Fluß oder Hafen her gesehen, zu einem Bilde von gewaltiger Größe und Kühnheit zusammenschließen. Dies ist das Bild, das der Fremde vor allem mit sich fortträgt, wenn er den Hafen wieder verläßt, so wie er einst bei seiner Ankunft gerade von diesem Stadtbild den mächtigsten Eindruck empfing.

Die Amerikaner.

Ähnlich ergeht es dem Reisenden, wenn er sich ein Bild von dem Charakter des amerikanischen Volkes zu machen sucht. Auch hier fällt, manchen nach und nach wahrgenommenen Abweichungen zum Trotz, der erste Eindruck, den man vom Amerikanertum gewinnt, mit dem Endurteil im wesentlichen zusammen. Den Unterschied der amerikanischen Art von unserem deutschen und überhaupt wohl von europäischem Wesen (vielleicht England ausgenommen) empfindet man schon in den ersten Tagen des Aufenthalts in Amerika sehr stark. Ja schon in den ersten Stunden, die man unter den Amerikanern zubringt, und sei es nur während eines flüchtigen Ganges durch die Stadt der Ankunft, fühlt man, daß einen ein anderer Menschenschlag umgibt. Der Lebensrhythmus, das Lebenstempo ist vom europäischen verschieden. Das Tempo ist rascher, der Rhythmus energischer. Man ist betroffen von der kurzen Art der Verkehrsformen, von der Raschheit aller Bewegungen, von dem Eifer und der Eile bei der Arbeit, von der frohgemuten Tatkraft, die alle beseelt, von der Zielbewußtheit, besser von der Treffsicherheit, die allen aus Blick und Mienen spricht. Man fühlt sofort, daß diese Menschen in erster Linie gewohnt sind zu handeln. Sie grübeln nicht, sie handeln. Man fühlt, daß sie gewohnt sind, *sich auf sich selbst zu verlassen*. Selbstvertrauen und Regsamkeit stehen ihnen auf der Stirn geschrieben. Das ganze Volk scheint jünger zu sein als andere Völker.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man sagt, den Deutschen zeichne Tiefe, den Franzosen Schärfe, den Engländer Schlichtheit und Klarheit des Denkens aus. Die Franzosen seien mathematische, die Deutschen spekulative, die Engländer praktische Köpfe. Von diesen drei Geistesverfassungen entspricht der amerikanischen Art die englische am meisten. Auch die Amerikaner sind praktische Köpfe. Ein richtiger Amerikaner weiß sich in allen Verhältnissen zurechtzufinden, auch in neuen, ungewohnten. Er ist in allen Sätteln gerecht. In Verlegenheit sieht man ihn selten. Daß der Amerikaner praktisch sei, ist ja bei uns schon fast ein Gemeinplatz geworden. Man muß diese Leute aber einmal selbst beobachtet haben, um die volle Bedeutung dieses Beiworts zu würdigen. Eine recht wesentliche Nebenwirkung dieser Eigenschaft ist übrigens die gute Laune des Amerikaners. Alt und jung scheinen sich dort, ob sie beim Spiel oder bei der Arbeit, ob sie zu Hause oder auf Reisen sind, bei all ihrem Tun und Treiben in ihrer Haut recht wohl zu fühlen. Man wünscht, wenn man ihnen zusieht, unwillkürlich, in ihren Schuhen zu stecken. Kein Wunder, daß Leute, die stets frisch bei der Arbeit sind und denen alles flott von der Hand geht, guter Laune sind. Es gibt dort drüben viel weniger verdrossene Menschen als hier, viel weniger Nörgler, Entrüstete und Besserwisser. Der Amerikaner ist Optimist durch und durch. Er hofft, wenn es ihm einmal nicht gut geht, stets auf die Zukunft. Sein Gedanke heißt nicht „Es geht mir schlecht", sondern: „Es geht mir noch nicht gut; aber bald wird es anders werden." Und er wartet nicht darauf, daß die Zukunft ihm das Glück in den Schoß werfen soll, sondern er nimmt unverdrossen sein Schicksal selbst in die Hand und macht sich unverzüglich ans Werk. Der Amerikaner fühlt instinktiv, daß Unmut und Niedergeschlagenheit, Schelten und Nörgeln die Lust zur Arbeit lähmen. So rennt er sich weder in eine verzweifelte Stimmung fest, noch macht er für sein Mißgeschick oder seine üble Laune andere Leute verantwortlich. Er kümmert sich möglichst wenig um Stimmungen und um andere Leute, sondern er greift tätig zu. Das alles soll nicht heißen, daß es nicht auch hierzulande solche glücklichen, tatenfrohen Naturen in Menge gebe, noch daß es drüben ganz an unpraktischen und sauertöpfischen Menschen fehle, aber daß es von der letzten Art

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr in Europa, von der ersten mehr in der neuen Welt gibt, scheint doch festzustehen. Dort drüben weht eine Luft, in der der Wille betätigungslustig wird und mißmutiges Zögern nicht am Platze ist. Dort ist keine Atmosphäre für Melancholiker und Müßiggänger. Manche haben gemeint, daß dies tatsächlich eine Wirkung der Luft sei, die man atme; sie sprechen von der frischen, belebenden Luft in Nord-Amerika. Eher, glaube ich, kommt es daher, daß der Amerikaner viel an die Luft geht! Er haßt das Stubenhocken. Er treibt mehr Sport als der Bewohner der alten Welt, und dabei kommt viel frische Luft in seine Lunge. Es liegt also wohl nicht an der Beschaffenheit der Luft selbst, es liegt daran, daß die Kraftquelle, welche „Bewegung in frischer Luft" heißt, dort drüben mehr ausgenutzt wird wie hier.

Auch andere Gründe hat der Arbeitseifer des transatlantischen Menschen. Es gab und es gibt in Amerika ganz besonders viel zu tun. Das Land ist ja erst in den letzten Menschenaltern das geworden, was es heute ist. Es hat sich außerordentlich rasch entwickelt. Wir wissen das alle und nehmen es fast wie ein Naturgeschehnis hin. Bedenken wir aber, was für eine gewaltige Entfaltung von Energie dazu gehört hat, um das zu leisten! Welche Fülle von Unternehmungslust und Wagemut dazu nötig war, um in dem Lande, das so groß wie ganz Europa ist, fast hundert Millionen Menschen anzusetzen (1800 waren es erst fünf Millionen), es mit Städten und Farmen, Bahnen und Straßen, Kanälen und Bewässerungsanlagen zu versehen und alles herbeizuschaffen und anzulegen, dessen eine immer fortschreitende Kultur bedarf. Dabei war das Land, abgesehen von dem Küstenstreifen am Atlantischen Ozean, noch vor 100 Jahren fast völlig unberührt und wild. Die Einwanderer konnten hier, nachdem sie erst einmal den ohnmächtigen Widerstand der Indianer gebrochen hatten, schalten und walten, wie sie wollten. Welches Herrengefühl mußte da in ihnen lebendig werden! Das Land war Wachs in ihrer Hand. Sie konnten daraus machen, was ihnen gut dünkte. Und hierbei machte ihnen niemand Vorschriften. Die Einwanderer Amerikas sind nicht angesiedelt worden, sie haben sich selber angesiedelt. Sie fühlten sich infolgedessen als völlig frei und ganz als Meister ihres Geschicks. Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatten sich auch gänzlich auf sich selbst zu verlassen. In allen Stücken mußten sie selber Rat wissen und Rat schaffen. Da war auch noch kein fürsorgender Staat da, der ihnen half, denn die alten Staaten des Ostens förderten die „Pioniere des Urwalds" ebensowenig als sie sie bevormundeten. Sie ließen sie gewähren, und wenn ein großes neues Gebiet durch Axt und Pflug der Kultur erobert war, wenn Städte gebaut waren und Ordnung und Recht sich eingebürgert hatten, dann wurde das neue Gemeinwesen als neuer Staat anerkannt und in den Verband der Union aufgenommen.

Alle diese Vorgänge muß man sich vor Augen halten, wenn man den Charakter des Amerikaners richtig einschätzen will. Man begreift, daß in einem solchen Lande der oberste Grundsatz alles Zusammenlebens ist: jeder muß für sich selber sorgen! Man versteht, daß infolgedessen jedem echten Amerikaner selbständiges und selbstbewußtes Handeln im Blute liegen muß. Man kann ihm auch das Herrengefühl nachempfinden, mit dem er auf den Boden blickt, den er der Wildnis abgerungen hat und den er niemandem verdankt als seiner eigenen Kraft. Diese rauhen Ansiedlerzeiten sind zwar jetzt im wesentlichen vorüber, aber es ist doch auch heute noch in den jungen Siedlungsgebieten des Westens eine Menge Kulturarbeit zu leisten. Und dabei handelt es sich noch oft genug um völlig neu zu treffende Einrichtungen, sodaß auch in dem heutigen Geschlecht noch das Gefühl lebendig ist, daß sie ganz aus dem Vollen schaffen können. Noch jetzt kann man es erleben, daß da, wo vielleicht vor fünf Jahren noch unfruchtbare Steppe war, heute schon meilenweite Weizenfelder und unabsehbare Obstpflanzungen sich dehnen, — eine Folge der großartigen Berieselungsanlagen in der Nähe des Felsengebirges; noch jetzt veraltet der Atlas von den Vereinigten Staaten rasch, weil oftmals auf den älteren Karten Städte überhaupt noch nicht eingezeichnet sind, die jetzt 100 oder 200 000 Einwohner zählen, wie z. B. Seattle, Tacoma und Spokane in dem Nordweststaate Washington. Noch heute zeichnen daher den Amerikaner die Eigenschaften des Ansiedlers aus, Energie und Selbstvertrauen, Freiheitsliebe, Schaffensfreude und praktischer Sinn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Jugend.

Diese Eigenschaften sind nun auch schon bei der amerikanischen Jugend, mehr oder weniger ausgebildet, vorhanden. Sie sind ihnen angeboren oder werden von ihnen ihrer Umgebung von früh auf nachgeahmt. Mußten doch auch, besonders in den älteren Zeiten, die Kinder der Ansiedler überall tüchtig mit Hand anlegen. Keine Arbeitskraft konnte da entbehrt werden. Wo aber die Jungen und Mädchen so ernstliche Hilfe leisteten, da wurden sie auch als wertvolle Helfer anerkannt. Damit wuchs bei ihnen das Gefühl ihres eigenen Wertes und ihre Selbständigkeit. Auch heute noch fühlen die jungen, zukünftigen amerikanischen Bürger sich schon recht früh als beachtenswerte Persönlichkeiten und sie werden auch früher als anderswo für voll genommen. In einem Lande, wo man mit weniger als dreißig Jahren Oberbürgermeister von New York werden kann, fängt man naturgemäß früh an, etwas vorzustellen, noch früher, etwas vorstellen zu wollen. Dem entspricht, daß die Kinder in Amerika zeitig als Erwachsene behandelt werden. Die liebe Jugend merkt das auch, und mit der ihr eigenen Unbefangenheit nutzt sie die Lage kräftig zu ihren Gunsten aus. Europäische Beobachter finden, daß diese Kinder ihre Eltern und die anderen Erwachsenen ihrer Umgebung oftmals tyrannisieren, sie finden, daß es oft recht ungezogene Kinder sind. Sicher ist, daß sie eine gehörige Portion Unverfrorenheit von der Mutter Natur mit auf den Weg bekommen haben. Doch wird ihnen diese nicht allzu übel genommen, und oft wirkt sie auch infolge der drolligen Art wie sie sich ausdrückt, eher erheiternd als abstoßend. Unsicherheit in Mienen und Bewegungen, eingeschüchterte Gesichter, verlegene Körperhaltung sieht man höchst selten in Amerika. Die Jugend gibt sich ungezwungen und selbstbewußt. Allerdings fehlt ihr dafür eine gewisse Anmut, die man diesseits des Atlantischen Ozeans findet. Denn Gemüt und Gefühl erhalten drüben weniger Nahrung als hier, es ordnet sich dort alles dem einen Zweck unter, im Leben gut vorwärtszukommen. Unsere Knaben und Mädchen sind reicher an geistigen Schätzen, ihre amerikanischen Altersgenossen sind mehr darauf aus, das was sie wissen, können

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und besitzen, nutzbringend zu verwerten. Sie haben, alles in allem genommen, weniger Kultur als unsere Jungmannschaft, aber dafür sieht man sie seltener unbeholfen. Sie sind frisch und natürlich.

Wenn Unbotmäßigkeit eine unerwünschte Seite allzu früher oder allzu betonter Selbständigkeit ist, so ist frühzeitig geübte Selbstbeherrschung eine schöne Äußerung dieser Wesensart. Ich habe sie oft bei amerikanischen Knaben gefunden. Ein Beispiel statt vieler. An einer Privatanstalt hatte der Direktor seine Schüler darüber belehrt, welche Wirkungen narkotische Genußmittel wie Tabak und alkoholische Getränke auf den menschlichen Körper haben und insbesondere auf den jugendlichen, noch im Wachstum begriffenen Körper. Er sprach die Erwartung aus, daß die Schüler seiner Anstalt Vernunft brauchen und sich dieser berauschenden Genußmittel enthalten würden. Daraufhin traten die älteren Schüler zusammen und faßten den Beschluß, sich durch ihr gegebenes Wort selbst zu verpflichten, daß sie diese Genußmittel nicht brauchen wollten. Sie hatten eingesehen, daß sie dadurch ihre Gesundheit schädigen würden. Dieser Einsicht waren sie um so leichter zugänglich, als jedem amerikanischen Jungen äußerste körperliche Leistungsfähigkeit als hohes Ideal vorschwebt, da es das Ziel und der Wunsch jedes amerikanischen Knaben und jungen Mannes ist, sich in den vielen Sports und körperlichen Übungen, welche landesüblich sind, so sehr wie möglich auszuzeichnen. Die Schüler setzten ein Schriftstück auf, das sie zu der erwähnten Enthaltsamkeit verpflichtete und unterschrieben es. Fast alle haben ihr Versprechen gehalten. Wer es verletzte, den achteten seine Kameraden gering. Er galt als Weichling und als Wortbrüchiger. Dieser Verzicht auf Sitten, die in Amerika sonst ebenso verbreitet sind wie anderswo, war für diese jungen Leute gewiß ein achtenswerter Beweis von Selbstzucht.

Vom Unterrichtswesen.

Man kann verstehen, daß bei einem Volk mit so bestimmt ausgeprägter Eigenart, wie den Amerikanern, auch das Schulwesen sein besonderes Gepräge tragen wird. Es ist mit dem amerikanischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volk zusammen erwachsen, als Organ an einem Organismus, und es trägt dessen Wesensart. Dem tut keinen Abbruch, daß die Amerikaner vieles von Europa, besonders von England und Deutschland, übernommen haben. Ihr Schulwesen macht doch einen besonderen, eigentümlichen Eindruck. Der Selbständigkeit und Regsamkeit des Amerikaners entspricht es, daß die Schulgründungen im allgemeinen nicht von der Regierung nach einheitlichem Plan, sondern in der Mehrzahl der Fälle vom Volke selbst, z. B. von den Gemeinden, ausgegangen sind. Dabei ergab sich natürlich eine bunte Mannigfaltigkeit in den Formen. Insbesondere gibt es weit mehr niedere und höhere Privatschulen als in unserem Lande. Diese wurden entweder von ihrem ersten Leiter selbst ins Leben gerufen oder von Privatleuten gestiftet. Je nach den Absichten und Wünschen dieser Stifter, nach ihrem Glaubensbekenntnis, den Mitteln, die sie der Anstalt zugewiesen hatten, oder den Stiftungen für besondere Zwecke (z. B. Bibliotheken oder Laboratorien, Lehrstühlen für besondere Fächer, Preisen für wissenschaftliche Leistungen oder sportliche Betätigung und ähnliches) sind diese Schulen voneinander recht verschieden. Und auch wo die Leiter der Anstalt selbst ihre Gründer waren, ergeben sich je nach der Erfahrung, dem pädagogischen und geschäftlichen Geschick und den besonderen Absichten dieser Männer große Verschiedenheiten in dem Charakter der Schulen. Da die staatliche Aufsicht, die später eingerichtet wurde, sich nur auf wenige wesentliche Dinge erstreckt und im allgemeinen nur oberflächlich ist, bleibt jeder Anstalt ein weiter Spielraum, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen und ein eigenes, mehr oder weniger reiches Leben zu entfalten. Unter einer solchen Ordnung der Dinge fühlt sich der freiheitliebende Amerikaner, der sich nicht gern von anderen in seine Geschäfte hineinreden läßt, wohl. Daß darüber der einheitliche Charakter der Bildung in Amerika nicht verloren gegangen ist, ist eine Tatsache. Es liegt das zum großen Teil daran, daß die jeweils niederen Schularten sich in ihrem Unterrichtsbetriebe nach den Anforderungen richten, welche die höheren Gattungen von Schulen (z. B. die Colleges) als Aufnahmebedingungen festgesetzt haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Aufbau des amerikanischen Unterrichtswesens ist in den Grundzügen zwar dem der europäischen Staaten ähnlich, weist aber im einzelnen so beträchtliche Abweichungen davon auf, daß es nötig ist, die großen Linien dieses Systems mit einigen Strichen nachzuzeichnen. Wie bei uns, kann man in Amerika niederes, mittleres und höheres Unterrichtswesen unterscheiden. Das niedere vermittelt die elementaren Kenntnisse, das mittlere lehrt Schulwissen, das höhere verleiht Hochschulbildung. Diese drei Stufen entsprechen aber keineswegs genau den gleichen Abschnitten in Deutschland. Vielmehr sind die Trennungsstellen zwischen jeder der Stufen, gegen die unserigen gehalten, verschoben.

Zum niederen Unterrichtswesen rechnet man nämlich in Amerika die Schulen für die Kinder vom Beginn des schulpflichtigen Alters bis etwa zum dreizehnten Lebensjahr. Diese Schulen haben verschiedene Namen; man könnte mit „Anfangsschule" und „Mittelschule" übersetzen. Noch unter der Anfangsschule stehen die Kindergärten für die Kleinen unter sechs Jahren. Sie sind nach dem Vorbild der deutschen Kindergärten eingerichtet und haben in Amerika große Verbreitung gefunden. Der Amerikaner nennt sie **Kindergardens**.

Das mittlere Unterrichtswesen wird gewöhnlich nur zu vier Jahren gerechnet. Diese vierjährige Schule heißt **high school**, zu verdeutschen vielleicht mit „Oberschule". Auch Vorbereitungsschule wird sie oft genannt, da sie auf den Eintritt in das **College** vorbereitet. Man gehört dieser Oberschule vom 14. bis 17. Jahre an.

Das höhere Unterrichtswesen endlich umfaßt das **College** und die Universität. Dem **College** gehört man ebenfalls vier Jahre an. Über ihm steht die Fachhochschule, auf der der Studiendauer keine bestimmte Grenze gezogen ist. Die Fachhochschulen entsprechen den Fakultäten unserer Universitäten.

Unserem preußischen Gymnasium und den gleichgestellten Realanstalten entspricht also am ehesten die amerikanische „Oberschule", doch ist sowohl der untere wie der obere Teil unserer höheren Schulen abgetrennt zu denken. Der untere würde in Amerika zum niederen Unterrichtswesen, der obere zum **College** rechnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der vierjährigen „Oberschule" entsprechen nur ungefähr unsere vier Klassen von Untertertia bis Obersekunda.

Wichtig ist, daß der Unterschied zwischen Schule und Universität, der bei uns so durchgreifend ist, in Amerika nicht in solcher Schärfe besteht. Denn das „College", dieses Haupt- und Kernstück des amerikanischen Erziehungswesens, steht etwa in der Mitte zwischen beiden. Man pflegt zu sagen, daß seine ersten beiden Jahresklassen ungefähr der Unter- und Oberprima unserer höheren Schulen entsprechen, während die beiden letzten etwa den ersten drei oder vier Semestern an den deutschen Hochschulen gleichzusetzen sind. Seiner Lehrweise nach ist es mehr Schule als Universität. Das Wissen wird im allgemeinen als feststehend gelehrt, nicht durch kritische Betrachtung oder selbständige Forschung erworben, ohne daß doch die Anleitung zu diesem wissenschaftlichen Verfahren völlig ausgeschlossen wäre. Neben den Studien nehmen die Leibesübungen einen großen Raum ein; viel Wert wird auch auf geselliges Leben, wohlerzogenes Benehmen und auf die Schulung des Charakters gelegt. Seinem ganzen Gepräge nach ist das College aber doch mehr „Universität" als Schule. Wer es besucht und damit den Titel eines „B. A." erworben hat (Baccalaureus artium, der erste akademische Grad), der gehört zu den Gebildeten; von ihm wird angenommen, daß er ein gentleman im besten Sinne des Wortes ist. Während es in Deutschland üblich ist, von einer Universität zur anderen zu ziehen, pflegt der amerikanische Student sein College nicht zu wechseln; der einmal erwählten Anstalt bleibt er die vier Jahre hindurch treu. Daraus entsteht eine große Anhänglichkeit an dieselbe. Man könnte von einem förmlichen College-Patriotismus sprechen. Es ist schön zu sehen, mit welcher Liebe und Begeisterung die Amerikaner von ihrer alma mater sprechen. So ist es denn der heiße Wunsch aller Schüler, die nicht genötigt sind, gleich nach Beendigung der Schulzeit einen Lebensberuf zu ergreifen, in das College aufgenommen zu werden. Im Osten Amerikas sind es vor allem so berühmte Anstalten wie Yale, Harvard, Princeton, Cornell, Columbia und eine ganze Reihe anderer, welche eine große Anziehungskraft ausüben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da nun die Aufnahme ins **College** von einer Prüfung abhängt, so sehen es viele der sogenannten Oberschulen als ihre Aufgabe an, ihre Zöglinge darauf vorzubereiten. Man nennt sie daher „**preparatory schools**", oder wie die amerikanische Schülersprache unter völliger Mißachtung der lateinischen Wortbildungslehre kurzweg sagt „prep. schools". Häufig sind sie Privatschulen. In ihnen befinden sich vorwiegend die Söhne der Reichen und Wohlhabenden, während die Kinder der weniger Bemittelten die öffentlichen Oberschulen besuchen, auf denen der Unterricht unentgeltlich ist. Die privaten Vorbereitungsschulen sind, ebenso wie das **College**, zum größten Teil Internate. Die Schüler wohnen in den Anstaltsgebäuden und bringen nur die Ferien, die freilich in Amerika nicht knapp bemessen sind, zu Hause zu. Von solchen Vorbereitungsschulen soll im folgenden die Rede sein. Ich habe dabei besonders einige Schulen im Norden der Stadt New York vor Augen.

Landerziehungsheime am Hudson.

Diese Anstalten stehen durch ihre nachbarliche Lage miteinander in Verbindung und haben die Nähe der großen Stadt sowie im großen und ganzen das Schülermaterial gemeinsam. Die Zöglinge sind nämlich vielfach die Söhne von New Yorkern, die wohlhabend genug sind, um außerhalb der Großstadt, und zwar zum Teil in ganz beträchtlichen Entfernungen davon, in eigenen Häusern und auf eigenem Grund und Boden wohnen zu können. Tagsüber fahren diese Leute im Automobil oder mit der Bahn ins Geschäft nach New York und scheuen dabei oft Wege von 1 bis 2 Stunden nicht. Übrigens finden sich in jenen Schulen auch eine ganze Reihe von auswärtigen Schülern, zum Teil aus den fernsten Staaten des Südens und Westens. Die in Rede stehenden Anstalten liegen zum großen Teile nahe dem Flusse Hudson, der sich von New York aus in fast gerader Linie nach Norden weit hinein ins Land erstreckt.

Der Fluß und seine Ufer sind von großer Schönheit und gelten mit Recht als eine Sehenswürdigkeit der Vereinigten Staaten. Wo er seine breite Wasserfülle durch steile Berge und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Felsen drängt, erinnert er den Deutschen an seinen heimatlichen Rhein. Aber doch nur von ferne, denn gerade was dem Rhein sein eigenes Gesicht verleiht, die alten Städte, Türme und Burgen, die Rebengelände und die reiche Vergangenheit, das fehlt dem Hudson. Dafür sind seine Ufer großartiger, besonders im Mittellaufe und im Unterlaufe, wo der Steilabsturz der „Pallisaden" ihn in fast gerader, mehr als 30 Kilometer langer Linie mauergleich begrenzt. Der Fluß ist auch bedeutend breiter, stellenweise seenartig erweitert; eine halbe Stunde fährt das Boot von der einen Seite zur anderen. Prachtvolle Fernblicke über die gedehnte Fläche tun sich auf, und im Winter, wenn der Fluß mit Eis geht, werden die mächtigen, durcheinandertreibenden Schollen von Flut und Ebbe, die sich viele Meilen weit in den Strom hinein fühlbar machen, tagelang aufwärts und abwärts getrieben, bis sie endlich im Hafen von New York das Meer erreichen. Das rechte, westliche Ufer ist wenig besiedelt, um so dichter das östliche. Hier reihen sich die Ortschaften fast ununterbrochen aneinander, wie die Perlen an einer Schnur; in das Grün der Parks und Wälder eingebettet, überragt von den Landsitzen der Reichen, die, oft schloß- oder burgähnlich in ihrem Äußern, die Gipfel der Hügel bekrönen, bieten sie dem Vorüberfahrenden einen prächtigen Anblick. Der Hudson selbst ist eine unvergleichliche natürliche Verkehrsstraße, auf der in den guten Jahreszeiten gewaltige, über 5000 Personen fassende Vergnügungsdampfer Reisende und Ausflügler von und nach New York befördern. Diese prunkvoll eingerichteten, schnellen Raddampfer erscheinen dem Fremden als recht sonderbare Ungetüme, da sie vier oder fünf luftige Decks übereinander und bisweilen drei Schornsteine neben-, nicht hintereinander tragen. Bei manchen von ihnen ragen auch noch nach alter Bauart die beiden Kolbenstangen der Schiffsmaschine senkrecht aus dem Verdeck hervor und ihr beständiges Auf- und Niedergleiten, sowie das Hin- und Herpendeln des sie verbindenden Eisengestänges bringen einen merkwürdigen Eindruck auf den Fremden hervor. Über und über bewimpelt, ziehen die schnellen „25 Meilen-Flieger" ihre Bahn flußauf und flußab, des Nachts die Ufer rechts und links mit starken Scheinwerfern grell

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beleuchtend. Ihnen zur Seite, auf dem linken Ufer, fährt, freilich noch bedeutend schneller, unter stetem heftigen Läuten einer auf der Lokomotive schwingenden Glocke die Eisenbahn, welche New York mit Chicago und dem Westen verbindet. Hier verkehren Züge, welche die anderthalbtausend Kilometer lange Strecke zwischen diesen beiden Städten in 20, ja in 18 Stunden zurücklegen. Die Lokomotiven sind beträchtlich größer als die europäischen, die Wagen ganz aus Stahl. Die Bahn fährt dicht am Wasser. Ein paar Minuten weiter landeinwärts zieht die Landstraße entlang, auf welcher in überraschend schneller Verkehrsfolge eine große Zahl von Kraftwagen die Bewohner der Hudsonorte zur Arbeit nach der Stadt oder die lufthungrigen New Yorker hinaus aufs Land bringen, wo Erholung von dem hastigen Treiben der Stadt winkt.

In unmittelbarer Nähe alles dieses Verkehrs, größtenteils aber doch so weit davon entfernt, daß kein störender Lärm herandringt, befinden sich eine Anzahl der Vorbereitungsschulen, von denen oben die Rede war. Auch sie scheinen dem unruhigen und aufreibenden Leben der Großstadt entflohen zu sein und die ländliche Stille aufgesucht zu haben, um hier in gesunder und fruchtbarer Betätigung Körper und Geist zu stählen und auf die Arbeit des Lebens vorzubereiten.

Da liegt auf einem dicht an den Fluß heranreichenden Vorsprung des Ufers ein stattliches, vielfenstriges Haus mit mehreren Nebengebäuden, umgeben von hohen, alten Bäumen, Rasenflächen und Spielplätzen: es ist eine Schule. Von ihren Fenstern und Veranden aus genießt man eine herrliche Aussicht über den Hudson. Ein paar Ortschaften weiter liegt landeinwärts, etwa eine halbe Stunde vom Flusse entfernt, eine andere Privatschule auf einem ganz von Laubwald umgebenen, selbst baumbestandenen und rasenbewachsenen Hügel. Von hier aus sieht man keine menschliche Siedelung, nur Wald und Hügel nach allen Seiten. Die Schule selbst ist eine architektonisch reizvolle, malerische Gruppe von Gebäuden in geschmackvollem Tudorstil. Diese umschließen einen Innenhof, der in seiner träumerischen Geschlossenheit an einen Klosterkreuzgang erinnert. Alles macht einen reinlichen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gepflegten, vornehmen Eindruck. Nach einer Seite zu fällt der Hügel steil ab. Hier sind unter geschickter Ausnutzung des Geländes Turnhalle und Schwimmhalle halb den Abhang hinuntergebaut, steinerne Treppen führen weiter hinab, ein fester Fahrweg schlängelt sich in großen Bogen nach unten, selbstgetretene Fußpfade führen zwischen den Bäumen nach abwärts. Folgt man einem dieser Wege, so gelangt man in einen weiten, mit großem Halbrund in die steinerne Flanke des Hügels hineingebauten, mächtigen Rasengrund, um den ein fester, glatter Rennweg sich zieht: der Hauptspielplatz der Anstalt. Und ein ideal schöner Spielplatz ist das. Ein Stadion, dessen Zuschauertribünen zum großen Teil die natürlichen Abhänge des Hügels sind, welche mit ihrem Baumbestand den Wettkämpfern unten Schatten und Kühle spenden. Hin und wieder ist der Natur nachgeholfen; hier sind Sitze geschaffen, die zum Teil aus dem Felsen herausgearbeitet sind, dort Verbindungstreppen angebracht worden. Das Ganze erinnert ein wenig an eines der Theater, wie sie Altgriechenland an seine Berglehnen hinbaute. Freilich sind die Schauspiele, die hier geboten werden, nicht Aufführungen edler dramatischer Kunst, sondern nur sportliche Veranstaltungen. Aber mindestens den Eifer zur Sache haben die Schauspieler mit ihren Brüdern aus der alten Zeit gemeinsam. Wenn hier die Sportmannschaft einer der Nachbarschulen zum Wettkampf im Schlagball oder Fußball eingetroffen ist, dann füllen sich die Gänge und Sitze rings um den grasbewachsenen langen Platz mit einer bunten Zuschauerschaft, in der die hellen Kleider der schaulustigen Damen die Männer-Anzüge womöglich noch an Zahl übertreffen; denn die Schwestern und Mütter mitsamt ihren Bekannten nehmen stets lebhaften Anteil an dem Sieg oder der Niederlage ihrer Brüder und Söhne. Dazwischen sieht man Knaben mit krempenlosen, bandgeschmückten Filzhüten, die die Stelle unserer Schülermützen vertreten, sich hin- und herbewegen. Es sind die Zöglinge der Anstalt, die den Gästen Erfrischungen austeilen und sie unterhalten, oder auch die Gegner aus dem Nachbarort. Denn nicht nur die auserlesene Riege, die eine Schule im Wettkampf vertreten soll, sondern alle Mitglieder derselben, Lehrer und Schüler, machen sich auf, um zu der feindlichen Nachbarin hinüberzufahren und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Und wahrlich nicht gleichgültig, sondern mit warmer, ja überhitzter Anteilnahme. Wer einmal ein solches sommerliches Fest der jugendlichen Kraft und Gewandtheit in einer so herrlichen Umgebung und am besten unter eigener warmer Anteilnahme für eine der Parteien miterlebt hat, oder wer ein derartig schön gelegenes Landerziehungsheim in dem überbunten Laubschmuck des „indianischen Sommers" unter dem tiefblauen amerikanischen Himmel gesehen hat, wird solchen Anblick nie vergessen. Glückliche Kinder, die ihre Jugend in solcher Umgebung verleben dürfen! Glückliches Volk, das seinen Nachwuchs in solchen Anstalten erzieht! Die Schulen, von denen hier erzählt wurde, sind nur einige von den vielen, die sich unter gleich günstigen äußeren Bedingungen in ähnlich schöner, ländlicher Lage in der Nähe des Hudson finden; und diese wieder bilden nur einen kleinen Teil der Hunderte von Anstalten, die in anderen Gegenden des Staates New York und in allen übrigen Staaten der Union anzutreffen sind. Auch die Colleges und Universitäten streben ja übrigens vielfach von den Städten hinweg aufs Land, und sie gerade geben für die vielen Privat- und Vorbereitungsschulen das bewunderte Vorbild ab.

Rundgang durch ein amerikanisches Alumnat*).

Betreten wir nun einmal das Innere einer solchen Schule und lassen wir uns die hauptsächlichen Räume nacheinander zeigen. Es wird sich dabei Gelegenheit bieten, manches Streiflicht auch auf das Leben in einem amerikanischen Alumnat zu werfen. Zuerst nimmt uns ein behaglich eingerichtetes Empfangszimmer auf, in dem eine Menge bequemer Stühle und Sessel zum Verweilen einladen. Hier werden Gäste begrüßt und aufgenommen, hier treffen sich allabendlich nach dem gemeinsamen Essen Schüler und Lehrer, letztere oft mit ihren Familien, zu gemütlicher Unterhaltung. Hier herrscht der ungezwungene und doch feine Ton amerikanischer Geselligkeit, in welcher die Frauen eine so große Rolle spielen. Da sitzt vor einem kleinen Tischchen eine der Damen

*) Im folgenden ist an eine Schule gedacht, welche bis 1913 bestanden hat, und die hier Hudson-Schule genannt werden mag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und schenkt aus einem Samowar Kaffee ein, während sie sich lebhaft mit den um sie herum stehenden Schülern unterhält. Diese bieten die empfangenen Tassen den andern Damen und älteren Personen an, welche plaudernd in Gruppen im Zimmer sitzen oder stehen. Betritt man unversehens den Raum, so möchte man eher glauben, sich in einer Abendgesellschaft als in einer Schule zu befinden. Diesen Eindruck gewinnt man um so leichter, als die Schüler abends schwarze Gesellschaftskleidung tragen. Dies ist freilich nicht in allen Schulen der Fall und auch meist nur an einigen Tagen der Woche. Es ist bekannt, daß diese Sitte in den besseren englisch-amerikanischen Kreisen sehr verbreitet ist.

Der zweite Raum, in dem man sich gesellig trifft, ist einer, der wohl in keiner derartigen Schule fehlt, nämlich ein meist sehr geräumiges Lesezimmer. Hier stehen an den Wänden in hübschen Glasschränken die Bücher der Schulbibliothek, nahe bei den Fenstern ein Zeitungsständer, auf dem vier verschiedene Tageszeitungen ausliegen; gegenüber ein Glasschrank mit silbernen Bechern und Ehrengeschenken, den Trophäen von siegreichen Sportkämpfen. Ein langer Tisch durchzieht die Mitte des ganzen Zimmers. Die Stühle sind lederbezogen und, wie alle Möbel, gediegen und fest gearbeitet, was nebenbei bemerkt, das einzig Praktische ist, wenn amerikanische Schüler die Benutzer derselben sind; denn die Behandlung des Hausgestühls durch diese jungen Herren ist eine urwüchsig-kräftige! Das Behaglichste an dieser Bibliothek ist eine ausspringende Nische, in der sich der Kamin befindet. Eingebaute Bänke zu beiden Seiten desselben, ein runder Tisch und bequeme Sitzgelegenheiten füllen diesen Vorbau in freundlicher Weise aus. Hier sitzt sichs und träumt sichs gut, besonders wenn im Winter das offene Feuer im Kamin brennt. Wenn es draußen friert und schneit, ist es eine lustige Abwechslung mit dem Schlittschuhlaufen und Rodeln, einmal hier ein Stündchen zu verbringen, die Flamme zu schüren, Holz nachzulegen oder Maiskörner über der Glut zu rösten und heiß zu verzehren. Es gibt kein angenehmeres Plaudern als beim Knistern und Knacken der brennenden Buchenscheite; oft habe ich da mit den Schülern gesessen und mir von ihnen ihre Schnurren und Streiche, ihre leid- oder freudevollen Erlebnisse

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erzählen lassen und ihren Schilderungen von der Üppigkeit kalifornischer Pflanzenwelt oder der Einsamkeit der Prärie und des Felsengebirges zugehört. Bisweilen wurde hier im Winter, um die langen Abende zu kürzen, vorgelesen. Dann versammelten sich die Schüler und die Lehrer mit ihren Familienangehörigen um den Vorleser am Kamin, und lustige oder ernstere Unterhaltung knüpfte sich oft an das Gehörte.

Im Lesesaal arbeiteten oder lasen die älteren Schüler, die jüngeren hatten im allgemeinen dort keinen Zutritt; dagegen kamen oft die Lehrer hierher, um sich mit den Schülern zu besprechen oder ebenfalls zu arbeiten. Ihren großen Tag aber hatte die Bibliothek, wenn das Wintertanzkränzchen gefeiert wurde. Die Bücher freilich waren da völlig vergessen. Der ganze Raum wurde festlich hergerichtet, um die Gäste würdig zu empfangen. Kissen und Decken türmten sich auf den Stühlen und Bänken, bunte Wimpel und Fähnchen, wie sie von den Colleges und Schulen als Abzeichen geführt werden, Papier- oder Blättergewinde und Blumen schmückten Wand und Decke. Nach diesem Zimmer zog man sich zurück, um vom Tanzen auszuruhen. Nur allzu schnell für die Jugend nahm am nächsten Tage der Raum wieder seinen alltäglichen, an Studium und Arbeit erinnernden Charakter an.

Die angrenzende Aula diente bei solchen Gelegenheiten als Ballsaal. Im übrigen war sie natürlich vorwiegend ernsteren Zwecken gewidmet. Sie diente zu allen größeren, gemeinsamen Veranstaltungen der Schule, insbesondere für Andacht und Gottesdienst, für Vorträge, Schulfeste und alle sonstigen Zusammenkünfte der Schulgemeinde. Andacht wurde täglich zweimal, morgens und abends, gehalten, der Gottesdienst fand Sonntags Nachmittag statt. Die Aula der Hudson-Schule machte einen anheimelnden Eindruck. Sie war vollständig mit Holz getäfelt. Auf einem breiten Sims standen die Büsten berühmter Männer der alten und neuen Welt; darüber hingen sehr große Photographien von europäischen Kunstdenkmälern, meist Werken der Antike oder der Renaissance, u. a. auch Albrecht Dürers König Artus aus der Innsbrucker Hofkirche. Die großen Fenster der Aula führten nach dem Fluß, über dessen weite Fläche sich von hier aus eine großartige Aussicht bot.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dasselbe war der Fall bei dem anstoßenden Speisesaal. Lehrer und Schüler nahmen hier, dem familiären Charakter der Anstalt entsprechend, die Mahlzeiten gemeinsam ein. Es wurde an verschiedenen Tischen gegessen, an jedem führte ein Lehrer den Vorsitz. Dabei lag ihm das Amt ob, die Gerichte auszuteilen: es ist amerikanischer Brauch, daß der Hausherr seinen Gästen die Speisen vorlegt. Diese hübsche Sitte gab natürlich in der Schule gelegentlich zu mancher erziehlich wirkenden, an irgendeinen Taugenichts gerichteten Anzüglichkeit und zu manchem Scherzwort hin und her Anlaß. Ein freundschaftlicher, munterer Ton, wie er in der Familie üblich ist, beherrschte das Gespräch. Die Geburtstage der Schüler und Lehrer wurden dadurch gefeiert, daß auf den Tisch, an dem das Geburtstagskind seinen Platz hatte, an diesem Tage Kerzen gestellt wurden, die mit roten Lichtschirmen versehen waren. Das sah sehr hübsch und festlich aus. Außerdem wurde an diesem Tisch besonderes Essen aufgetragen, dessen letzter Gang regelmäßig ein wahrer Berg von Speiseeis war, von dem die amerikanische Jugend, sehr zum Schaden ihres Magens, staunenswerte Mengen zu vertilgen pflegt. An einem Tische saßen meistens gleichaltrige Schüler, ohne daß dies jedoch streng als Grundsatz durchgeführt wurde. Der Direktor zog an seinen Tisch nacheinander eine ganze Reihe von meistens älteren Schülern. Solange ich noch fremd in der Anstalt war und als Gast galt, hatte ich meinen Platz zu seiner Rechten; später wurde ich selbst Tischmeister.

Die Tafelrunde, der ich da präsidierte, hieß der deutsche Tisch. Zu ihm meldeten sich diejenigen Schüler, die Deutsch lernen wollten. Denn dies war hier die vorgeschriebene Sprache; auf deutsch wurden die Speisen benannt, unter deutschen Bemerkungen ausgeteilt und herumgereicht, und es bot sich hier Gelegenheit, um zwischen amerikanischen und deutschen Sitten manchen Vergleich zu ziehen, wie überhaupt jeden auftauchenden Gesprächsstoff in zwangloser und anregender Weise zu behandeln. Damit die Schüler gleichmäßig von dieser Einrichtung Vorteil ziehen konnten, wechselten sie öfter ihre Sitze, so daß nacheinander alle Teilnehmer zeitweilig den Platz neben mir erhielten. Aus demselben Grunde kamen etwa alle Monat neue Mitglieder an den deutschen Tisch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So erhielten alle Schüler, die sich dazu gemeldet hatten, im Laufe des Jahres Gelegenheit, sich hier im Gebrauch der fremden Sprache zu üben. Einige besonders Deutschbeflissene blieben das ganze Jahr hindurch Stammgäste des Tisches. Als Ergänzung des regelmäßigen Klassenunterrichtes leistete diese Einrichtung recht Erfreuliches.

Es wurden drei Hauptmahlzeiten eingenommen, morgens nach dem Aufstehen, mittags und abends gegen 7 Uhr. Vor- und nachmittags gab es noch einen leichten Imbiß, vormittags ein Glas Milch, nachmittags eine Tasse Kakao. Das erste Frühstück begann fast stets mit Obst und sehr bekömmlichen Weizen- oder Haferspeisen mit Milch. Oft folgte dann ein ebenso unbekömmlicher, noch heiß aufgetragener Kuchen, dazu eine Tasse Kaffee oder Tee. Häufig wurden auch noch Fisch- oder Eierspeisen, ja Fleischgerichte gegeben, so daß reichlich Gelegenheit war, den Magen zu überladen und sich für den Vormittag zur geistigen Arbeit unlustig zu machen. Mittags und Abends wurde warm gegessen, die Hauptmahlzeit war das Abendessen. Einen ungewohnten Anblick boten die Speisenträger, acht rabenschwarze Neger in weißen Leinenjacken, welche mit den dampfenden Schüsseln auf der Hand, einer dicht hinter dem andern, in den Speisesaal hereinmarschierten, sobald das Tischgebet gesprochen war.

Außer den bisher genannten Räumlichkeiten befanden sich im Erdgeschoß der Schule noch einige Privatzimmer des Direktors sowie sein Sprechzimmer, mit Vorzimmer für den Sekretär, und auf dem anderen Flügel des Hauses acht Unterrichtsräume. Von diesen waren sieben als Klassenzimmer, einer als gemeinsamer Arbeitssaal für die jüngeren Schüler eingerichtet. Denn die Angehörigen der unteren Klassen fertigten ihre Schularbeiten unter Aufsicht an, während die Älteren unbeaufsichtigt in ihrem eigenen Zimmer oder in der Bücherei arbeiten durften.

Die Klassenzimmer wichen von den unsrigen vor allem durch die Form der Bänke und der Tafeln ab. Wie in fast allen amerikanischen Schulen waren sämtliche Wandflächen mit einer langen, herumlaufenden, schwarzen Tafel bedeckt. Schriftliche Klassenübungen pflegten von allen Schülern gleichzeitig an diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tafel geschrieben zu werden. Da die Klassen der Hudson-Schule nur wenige Schüler enthielten, war es dem Lehrer recht wohl möglich, die an der Tafel stehenden Sätze der Schüler rasch zu übersehen und ihre Verbesserung zu veranlassen. Bei gefüllten Klassen freilich kann diese Art des Lehrens leicht zu großer Zeitverschwendung führen, besonders, wenn jeder der Schüler eine andere Aufgabe erhält, wie ich das oft gesehen habe. Denn dann löst sich der Unterricht in lauter Sondergespräche zwischen dem Lehrer und den einzelnen Schülern auf, während welcher die Übrigen mehr oder weniger unbeschäftigt und unkontrolliert waren. Andrerseits kann das reichliche Vorhandensein von Schreibflächen zur gemeinsamen Einübung von Einzelformen, wie überhaupt im Interesse der Anschauung und zur Belebung des Unterrichts von Vorteil sein. Die Bänke waren nebeneinandergestellte Einzelsitze ohne Tischplatte. Zum Schreiben diente ein als Lehne für den rechten Unterarm gearbeitetes, ausgeschweiftes Brett, das fest am Sitz angebracht und gerade groß genug war, um das Heft oder den Abreißblock, den man statt dessen häufig hatte, zu tragen. Tintenfässer gab es in der Klasse nicht; man schrieb mit Bleistift oder Füllfeder.

In den beiden oberen Geschossen des Hauptgebäudes befanden sich die Wohnräume der Lehrer und Schüler. Jeder Lehrer führte die Aufsicht über den „Korridor", auf dem er wohnte. Die Knaben wohnten zu zweien oder mehreren zusammen, doch waren auch eine ganze Anzahl Einzelzimmer vorhanden. Diese wurden meistens an ältere Schüler gegeben, auf besondere Wünsche wurde tunlichst Rücksicht genommen. Die Zimmer waren einfach, aber freundlich eingerichtet. Die Knaben durften einige der Bequemlichkeit dienende Ausstattungsstücke mitbringen, z. B. Korbstühle und Decken. Ein solches Schülerzimmer sah oft recht bunt und behaglich aus. Bilder und Wimpel schmückten die Wände, eine oft ganz beträchtliche Anzahl von Decken und Kissen zierten sämtliche Sitzgelegenheiten (einschließlich der Betten). Der Wandschmuck verriet die Sinnesrichtung der Bewohner: die Fähnchen waren meistens diejenigen des College, auf das der Schüler die größten Stücke hielt, und in das er

später aufgenommen zu werden hoffte; die Farbendrucke oder Photographien stellten sehr häufig Augenblicksbilder aus dem Sportleben dar, z. B. einen sportsmäßig gekleideten Fußballspieler, der gerade einen wohlgelungenen Ballstoß ausführt oder ähnliches. Dagegen waren Reproduktionen von hervorragenden Werken der Malerei oder der Baukunst selten zu sehen. Am malerischsten pflegten die Zimmer derjenigen älteren Schüler auszusehen, welche das Vorrecht genossen, in einem abgesonderten, kleineren Gebäude, dem sog. Landhäuschen zu wohnen. Hier waren achtzehn Zimmer vorhanden, in die sich zwei aufsichtführende Lehrer und etwa vierzehn Schüler teilten. Oft bewohnten zwei Kameraden ihre Zimmer in der Weise zusammen, daß sie eins zum gemeinsamen Wohnraum, das andere zum Schlafzimmer machten. Wenn es hieß, daß diese Zimmer malerisch aussahen, so ist damit nicht nur die Anzahl der Bilder und sonstigen Schmuckgegenstände, sondern zum Teil auch die malerische Unordnung gemeint, in der diese schönen Dinge oft mit Büchern und Kleidungsstücken durcheinander umherlagen*). Man konnte das diesen amerikanischen jungen Herren aber nicht allzu übelnehmen. Es ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß sie das Leben im Zimmer viel weniger schätzen als das draußen in der freien Natur. Sie sind keine Stubenhocker! Das Zimmer ist für sie hauptsächlich ein Raum zum Umziehen und zum Schlafen. Und auch dies noch nicht einmal immer. Denn auch das Schlafen besorgten die Bewohner des „Landhäuschens" oft draußen in der freien Natur. Solange die Witterung es zuließ, und das hieß bis in den späten Herbst hinein, trugen einige von ihnen alle Abende ihre Betten aus ihrem Zimmer hinaus auf eine geräumige, überdachte Veranda und streckten sich dort einer neben dem anderen auf ihren Matratzen aus, um in der erquickenden Luft einen stärkenden Schlaf zu tun. Auch das war ein malerisches Bild! Wer nicht draußen mit in der Vorhalle lag, sperrte wenigstens die Fenster

*) Um niemanden zu kränken, beeile ich mich hinzuzufügen, daß ich die Zimmer der jüngeren Schüler, die unter strengerer Aufsicht standen, stets in musterhafter Ordnung gefunden habe. Bei den älteren wurde aber ein Zwang nach dieser Richtung hin nicht ausgeübt, wenn es auch an mancher, schnell wieder vergessenen Mahnung nicht fehlte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so weit auf wie es ging, und oft Fenster und Türen zu gleicher Zeit! Das Blut der Vorfahren, die einst unterm Zelt oder der Wagenplane schlafend, die Prärie durchzogen, bis sie eine neue Heimatsstätte erreicht hatten, rollt noch in den Adern ihrer Enkel! Dies Draußenschlafen wurde schließlich verboten, aber nicht weil man für die Gesundheit der Knaben fürchtete — viele amerikanische Familien schlafen auf der Veranda, selbst im Winter, wobei man das Gesicht mit Schleiern gegen die Kälte schützt — sondern nur weil die Matratzen Schuleigentum waren, — und neue Matratzen sind teuer.

Unter freiem Himmel oder doch wenigstens in Zelten zu schlafen, ist in Amerika vielen Städtern, die in der warmen Jahreszeit die Sommerfrische aufsuchen, zur Gewohnheit geworden. Aus Freude an der Natur und an einfachen, ursprünglichen Sitten ziehen viele ein solches Lagerleben dem Aufenthalt in Hotels oder sonstigen für Sommergäste eingerichteten Häusern vor. Man kann von den Dampfern aus, die auf dem Hudson, dem St. Lorenzstrom oder den zwischen beiden Flüssen gelegenen Seen verkehren, Dutzende solcher Zelte sehen, die unter Bäumen am Ufer oder auf den zahlreichen Inseln jener Gewässer errichtet sind. In völliger Ungestörtheit, oft in fast völliger Einsamkeit verbringen die Leute hier ihre Ferienwochen mit Fischen und Jagen, Rudern und Schwimmen, Holzschlagen und Abkochen und allen den romantischen Beschäftigungen, zu denen ein solches Leben Anlaß gibt. Auch Schüler werden sehr häufig zu Lagergemeinschaften zusammengeschlossen und für die Ferienmonate in die Berge verpflanzt. Ein oder mehrere junge Lehrer leiten das „camp", sorgen für Unterkunft und Verpflegung der Knaben und werden dafür von deren Eltern entschädigt. Größere „Lager" besitzen Unterkunftshäuser, offene oder geschlossene Hallen zum gemeinsamen Essen und dergleichen. Auf Wunsch wird auch Unterricht gewährt; doch bleibt die körperliche Kräftigung und Ausbildung, da ja Ferien sind, die Hauptsache. Die ganze Art dieses „Lagerlebens" erweckt in den Knaben Natur- und Freiheitsliebe, Selbständigkeit, körperliche Geschicktheit und eine gesunde Verachtung des städtischen Luxus. Die Schüler, die ich mir darüber erzählen ließ, waren stets

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehr begeistert von ihrem Sommeraufenthalt und bewiesen auch immer große Anhänglichkeit an ihren Lagerlehrer.

In dem Primanerhaus wurde die einzige Eingangstür niemals geschlossen gehalten; auch nachts war sie nur eingeklinkt. Im Sommer wurde sie sogar, um der kühlen Luft Eintritt zu gewähren, ebenso wie sämtliche inneren Türen und Fenster, offen gelassen. Dies gab einmal Anlaß zu einer Einbrechergeschichte, die hier erzählt werden mag, weil sie auf die Unerschrockenheit der Bewohner des Hauses ein gutes Licht wirft. Einige etwa 18jährige Schüler, die im unteren Geschoß zunächst der Tür wohnten, hörten nachts ein ungewohntes Geräusch und erblickten, als sie zusahen, eine verdächtige, dunkle Gestalt auf dem Gange. Sofort sprang der eine Schüler nach seinem Jagdtesching, das in der Ecke stand, und ging mit ein paar Komeraden, ohne erst das ganze Haus zu alarmieren, dem Eindringling zu Leibe. Dieser gab, als er von Schießen reden hörte, schleunigst Fersengeld, wurde aber von den Schülern verfolgt und ein paar Schritte vor der Tür eingeholt. Die wachgewordenen Übrigen konnten dann ein paar Sekunden später ein Bild sehen, das jedem Filmstück Ehre gemacht hätte: der Einbrecher auf den Knien, rechts und links von kräftigen Primanerfäusten gepackt, vor ihm der Besitzer des Jagdgewehrs, das dem Verbrecher auf die Brust gesetzt wurde, um ein Geständnis von ihm zu erpressen. Der Schluß des Abenteuers entbehrte freilich nicht der Komik; denn der wilde Mann war nur einer der in der Schulküche angestellten Neger, der sich zu dieser freilich sehr ungewöhnlichen Stunde etwas in dem Hause zu schaffen gemacht hatte, und der nun in seinem schlechten Nigger-Englisch flehentlich um Gnade bat. Er wurde denn auch mit einigen derben Mahnungen entlassen oder vielmehr dem Oberkoch übergeben. Er ist auch nicht wiedergekommen, und im ganzen Jahre ist kein ungebetener Gast wieder durch die Tür des Hauses, die natürlich nach wie vor offen blieb, zu unrechter Stunde hereingekommen.

Der Leser wird sich wundern, daß die Schüler einer solchen Erziehungsanstalt Schießwaffen haben durften. Es ist das auch in Amerika nicht gerade die Regel. Jedenfalls darf man aber nicht unsere Verhältnisse zum Maßstab der dortigen machen. Man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

muß bedenken, welche Freiheit viele der Zöglinge in den Ferien genießen. Manche von ihnen verbrachten sie in dem auch heute noch stellenweise recht „wilden Westen", wo die Selbstverteidigung noch vielfach im Schwange ist und wo es auch keine Seltenheit ist, daß Knaben mit auf die Jagd gehen. Einer meiner Sekundaner hatte schon seinen ersten Elchhirsch erlegt. Es wurde auch mit den Jagdflinten, die sich einige der älteren Schüler mit nach der Schule gebracht hatten, um zu ihrer Übung im Garten Spatzen zu schießen, weiter kein Unfug getrieben, als daß gelegentlich von den Fenstern des Hauses aus nach allerhand harmlosen Zielen geschossen wurde, die so aufgestellt worden waren, daß niemand Schaden nehmen konnte. Das kam mir immer vor wie eine Erinnerung an die Ansiedlerzeiten, in denen einst die Vorfahren dieser Knaben auf ähnliche Weise ihr Blockhous gegen die anstürmenden Rothäute durch Schüsse aus Fenstern und Luken verteidigt hatten. Auch in Amerika schwindet allmählich die Romantik der rauhen Vorzeit vor der modernen Kultur dahin. Einst nahm man blutgierige Indianer aufs Korn, jetzt waren es nur noch leere Tintenflaschen oder Tellerscherben. Und auch dies Vergnügen wurde den bedauernswerten Helden bald von der Schulleitung entzogen; denn die Nachbarn hatten sich über das Knallen beschwert, und so nahmen die Schießübungen des „Landhäuschens" ein rasches Ende. „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist."

Unser Rundgang durch die Anstalt führt uns noch in die Turnhalle. Diese enthielt außer den gewöhnlichen Geräten Vorrichtungen zum Korbballspielen (je ein Netzkorb an den sich gegenüberliegenden Schmalwänden; die Fensterscheiben waren durch Drahtgeflecht geschützt). Ferner zur Schwimmhalle, zu den Brausebädern, die warmes und kaltes Wasser gaben und täglich von jedem Schüler mindestens einmal, meist zweimal benutzt wurden, und „zuletzt, doch nicht zumindest" nach den Spielplätzen. Es gab einen großen Spielplatz für die beiden Hauptspiele, Fußball und Schlagball (Baseball) und dicht am Hause eine Anzahl von Tennisplätzen, sowie einen kleineren Platz für leichtathletischen Sport. Außerdem waren in unmittelbarer Nähe des Gebäudes noch zwei schöne Rasenflächen vorhanden, auf denen gelegentlich Ball oder Diskus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geworfen wurde. Die ganze Anstalt war von großen Bäumen umgeben und auf halber Höhe des vom Flusse ansteigenden Ufers glücklich gelegen. Abseits von diesem Hauptgrundstück, doch nur drei Minuten entfernt, befand sich das hübsche Gebäude der „Junioren" oder Vorschule, eine reizende Villa in ähnlicher Lage oberhalb des Flusses, die zu Schulzwecken gemietet und eingerichtet worden war.

Ein Schultag.

Diesem Gange durch die Räumlichkeiten der Anstalt möge ein Gang durch die Tageseinteilung folgen. Um sieben Uhr morgens erscholl, um die Schläfer zu wecken, im ganzen Hause das Triangel. Das war ein zum Dreieck gebogener Metallstab, der einen sehr lauten, aber keineswegs unangenehmen Ton gab. Ein Neger trug ihn durch sämtliche Gänge des Hauses und schlug ihn mit einem Klöppel im Trommlertakt. In dem Landhäuschen pflegte diesem Weckruf ein indianermäßiges Geheul der aus ihrem Schlummer gestörten Primaner zu antworten, aus dem man scherzhaft empörte Ausrufe heraushörte wie „Laßt uns schlafen", „Es ist noch zu früh" und dergleichen. Zum Anziehen waren fünfundzwanzig Minuten Zeit. Wie es in Alumnaten üblich ist, wurde die größere Hälfte davon zu einem letzten, süßen Schlummer benutzt. Man versteht, daß dann der Gang hinüber zum Hauptgebäude und zum Speisesaal von den Schülern treffend das „Frühstücksrennen" genannt wurde. Um so besser schmeckte nach dieser ersten körperlichen Anstrengung das Frühmahl, zu dem etwa eine halbe Stunde Zeit war. Um acht begann die erste Unterrichtsstunde; sie dauerte, wie alle übrigen, vierzig Minuten. Zwischen sie und die folgenden Stunden war die Morgenandacht eingeschaltet, die durch Gesang und Gebet gefeiert wurde; nach der Andacht wurden vom Direktor etwa erforderliche Mitteilungen gemacht. Zur Andacht trafen auch die Schüler ein, die nicht in der Anstalt wohnten, sondern bei ihren Eltern lebten und nur tagsüber zum Unterricht und gemeinsamen Spiel nach der Schule kamen. Nun folgten vier Unterrichtsstunden, die in der Mitte von einer halbstündigen Pause unterbrochen wurden. In dieser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurden Freiübungen in der Turnhalle oder sonstige Bewegungen im Freien vorgenommen. Zur Stärkung wurde danach ein Glas Milch verabreicht. Nach der fünften Stunde war das Mittagessen angesetzt. Von ¾1 bis ¾3 folgten die sechste, siebente und achte Stunde, an die sich noch eine halbe Stunde Nachbleibezeit für die, die nichts gekonnt hatten, schloß. Auch Nachmittags wartete solcher schlechten Schützen noch eine halbe Stunde Arbeitszeit. Der zweite Teil des Tages begann mit drei Stunden Freizeit, während welcher unter Aufsicht der Turn- und Spiellehrer körperliche Übungen aller Art vorgenommen wurden. Nach einer halben Stunde Pause, die zu gründlichen Waschungen im Brausebad und zum Wechseln der Kleidung verwendet wurde, ging es um 6½ Uhr zum Abendessen. Hierzu rief der Klang eines chinesischen Gong. Nach der Abendandacht folgte eine Arbeitsstunde. Um 10 Uhr mußten alle Lichter gelöscht sein.

Unterrichtsordnung. Lernfreiheit.

Acht Stunden tägliche Unterrichtszeit scheint außerordentlich viel zu sein. Indessen darf man nicht denken, daß jeder Knabe täglich acht Stunden auf der Schulbank sitzen mußte. Zunächst einmal gehen schon wöchentlich sechs Stunden dadurch ab, daß am Dienstag und Freitag Nachmittag kein Unterricht stattfand. Es waren das die sogenannten halben Feiertage. Die zweiundvierzig übrigbleibenden, tatsächlich innegehaltenen Unterrichtszeiten würden etwa so viel sein wie 37 unserer 45-Minuten-Stunden. Diese ebenfalls noch recht hohe Zahl ist aber auch nicht so zu verstehen, daß jeder Knabe wöchentlich 37 Stunden wissenschaftlichen Unterricht über sich ergehen lassen mußte, vielmehr waren jedem Schüler der Hudson Schule nur durchschnittlich zwanzig Wochenstunden zugemutet, also bedeutend weniger als auf unseren Schulen. Daher entsprach denn auch die Schulbildung der siebzehn- bis zwanzigjährigen jungen Leute, (die ich oben ihres Alters wegen als Primaner bezeichnete), wenn sie von der Anstalt abgingen, nur etwa der eines deutschen Obersekundaners. Wie ist nun aber der Umstand zu erklären, daß, um jedem Schüler seine zwanzig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stunden wöchentlich zu erteilen, zweiundvierzig Lehrstunden abgehalten werden müssen? Um dies klar zu machen, muß der „wahlfreie Lernplan", wie man den amerikanischen Ausdruck „elective system" verdeutschen könnte, besprochen werden. Die beiden Kernpunkte dieser Ordnung sind die, daß ein Schüler die Freiheit hat, sich seine Unterrichtsfächer zu wählen und daß er in seinem besonders eifrig betriebenen Lieblingsfach schon in eine höhere Klasse versetzt werden kann, während er in anderen Fächern noch zurückbleibt. Man muß also in amerikanischen Schulen, die dieses wahlfreie System haben, zwischen Unterrichtsklassen und Schülerjahrgängen unterscheiden. Bei uns fällt das zusammen. Alle Schüler eines Jahrganges, z. B. der „Untersekunda O", gehören eben dieser, und nur dieser Klasse an und erhalten alle den gleichen Unterricht in den gleichen Fächern. In Amerika gehört jeder Schüler einem Jahrgang (form) an, kann aber verschiedene Unterrichtsklassen besuchen (class). So könnte z. B. ein amerikanischer „Untersekundaner" in U II Deutsch, aber Lateinisch oder Griechisch schon in O II und vielleicht Mathematik noch in O III mitnehmen. Natürlich bringt das mit sich, daß die Schüler zu den Lehrern in die Klassen gehen und nicht die Lehrer zu den Schülern. Jeder Lehrer eines Faches hat sein eigenes Klassenzimmer, in dem er sich aufhält, solange er Stunden zu geben hat. Ein Schüler wird also z. B. von 8—9 in die Klasse von Herrn Brown gehen und Französisch nehmen, von 9—10 in der Klasse des Herrn Gray Lateinisch lernen und so weiter. Dabei kann dann der Lehrer in ein und derselben Unterrichtsstunde Angehörige verschiedener Jahrgänge vor sich haben, z. B. Tertianer und Sekundaner gemischt, die dann freilich in dem gerade vorliegenden Fach etwa gleich weit vorgeschritten wären und ungefähr gleiches Wissen besäßen. Wonach wird denn nun aber die Zugehörigkeit eines Schülers zu einem oder dem anderen Jahrgang bestimmt? Da entscheidet einfach die Zahl der Unterrichtsstunden, die er nimmt. Hat er beispielsweise 4 Stunden in der sechsten Jahresklasse, 5 in der vierten, in der fünften aber vielleicht 10 Stunden, so wird er dem fünften Jahrgang zugerechnet, weil er dort den meisten Unterricht erhält. Er untersteht dann dem Ordinarius dieses Jahrgangs und hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei den Mitgliedern desselben seinen Sitz in der Aula. Es gab einen Schüler, der dem fünften Jahrgang zugewiesen war, gleichzeitig aber auch beim dritten, vierten und sechsten Unterricht hatte!*) Am häufigsten kam es vor, daß die Schüler in zwei Jahrgängen gleichzeitig Unterricht erhielten. Unter diesen Umständen muß der Stundenplan möglichst zu vermeiden suchen, daß zwei Unterrichtsstunden, die etwa ein und derselbe Schüler nehmen wollte, zur selben Zeit erteilt werden, weil er sonst auf die eine verzichten müßte. Daraus erklärt sich, daß wöchentlich so viele Stunden für Unterricht angesetzt wurden. Nur während der Hälfte dieser Zeit hatte jeder Schüler wirklich Klassenunterricht. Den Rest des Vormittags mußte er in dem gemeinsamen Arbeitssaal zubringen. Auch hatte keineswegs jeder Schüler an jedem Tage die gleiche Menge Unterrichtsstunden. Der Zufall brachte es mit sich, daß er vielleicht an einem Tage nur zwei, an einem anderen dafür fünf bis sechs Stunden hatte. Im umgekehrten Verhältnis dazu stand die Zahl der Stunden, die er in dem Arbeitssaal verbringen mußte. — Da die Schüler das Recht hatten, ihre Unterrichtsgegenstände zu wählen, so sah der Stundenplan eines jeden verschieden aus! Ja es gab nur wenige ältere Schüler, die genau den gleichen Stundenplan hatten. Bei den jüngeren Knaben herrschte größere Gleichförmigkeit. Jeder hatte in seiner Tasche eine kleine Pappkarte, auf der sein eigener Unterrichtsplan aufgezeichnet war; zwei weitere Exemplare dieser Karten waren in den Händen des Direktors und des Klassenleiters. Oft genug sah ich einen Schüler und einen Lehrer mit ihren Karten in der Hand beieinanderstehen: es handelte sich um eine Änderung des Stundenplans. Denn auch innerhalb des Schuljahres durften die Schüler, wenn begründeter Anlaß vorlag, ein Fach wechseln, oder in einem Fach von einer Stufe zur andern übergeschrieben werden. Dabei kam es sowohl vor, daß man auf eine höhere Stufe befördert wurde — dazu

*) Die vier Jahrgänge der amerikanischen Oberschule heißen: sechste, fünfte, vierte und dritte „Form". Die sechste ist die oberste und hat die ältesten Schüler (in der Hudson-Schule war das Durchschnittsalter der sixth formers 18½ Jahr). Die zweite und erste Form sowie die Junior-School gehörten nicht mehr zur „Oberschule".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehörte das Bestehen einer kleinen Prüfung — als auch daß man zurückversetzt wurde. Ja es geschah, daß Schüler selbst beantragten, in eine tiefere Abteilung versetzt zu werden, weil sie sich für die höhere noch nicht reif fühlten. Ich habe das zweimal erlebt. Sie wollten lieber in der niederen Abteilung etwas Gutes leisten, als in der höheren hinter den Mitschülern weit zurückstehen. Solcher Übergang aus einer Abteilung in die andere fand gewöhnlich am Vierteljahrsschluß statt, konnte aber auch innerhalb eines Vierteljahrs vorgenommen werden. Auch unser „Sitzenbleiben" gab es. Man blieb aber bisweilen nur in einzelnen Fächern „sitzen", während man in anderen versetzt wurde. Was das amerikanische System vor dem unseren voraus hat, ist, daß bei ihm begabte und fleißige Schüler noch innerhalb des Schuljahres versetzt werden können. Seine beweglichere Ordnung ermöglicht es den „Pferden, die doppeltes Futter brauchen", die Laufbahn eines Faches, ja die ganze Schulzeit schneller zu durchmessen, als es die Regel ist. Das war natürlich für strebsame und begabte Knaben ein großer Ansporn! Bei uns kann man wohl länger als ein Jahr in einer Klasse bleiben, aber nicht kürzere Zeit. Das hängt natürlich auf das engste mit unserem Berechtigungswesen und unseren Abschluß-Prüfungen zusammen und ließe sich nur sehr schwer ändern. In Amerika aber haben die Abgangszeugnisse, die eine Schule erteilt, keine öffentlich-rechtlich bindende Kraft. Will man z. B. auf die Universität, so genügt nicht wie bei uns die Vorlegung eines Abiturientenzeugnisses, sondern es muß eine Prüfung bestanden werden. Nur in seltenen Fällen wird hiervon eine Ausnahme gemacht. Wie jeder Schüler sich auf diese Prüfung vorbereitet, bleibt weit mehr als bei uns ihm selbst überlassen. Er kann sich z. B. während der ersten Hälfte des vierjährigen Kursus der Oberschule ganz oder vorwiegend auf alte Sprachen werfen, in der zweiten Hälfte auf die neuen, und dann in der letzten Zeit seines Aufenthalts das früher Erlernte nur in raschem Zuge wiederholen. Er kann unter Vernachlässigung der Sprachen die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer bevorzugen oder umgekehrt, in jedem Falle aber seiner Begabung und Neigung in weitgehendem Maße folgen. Auf diese Weise wird man der Eigenart der einzelnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schüler gerecht und kommt ihren Wünschen entgegen. Rücksichtnahme auf die Anforderungen des späteren Berufs, Rücksichtnahme auf die persönlichen Anlagen und besonderen Begabungen jedes Schülers bilden einen wesentlichen Programmpunkt dieser Gattung von Schulen, besonders der Privatschulen, und sind durch den wahlfreien Lernplan, der in vielen Punkten der Lernfreiheit unserer deutschen Studenten entspricht, gewährleistet. Natürlich gibt es dabei auch manche Beschränkung. Z. B. wird die Teilnahme am Unterricht im Englischen, also in der Muttersprache, von jedem Schüler in allen Klassen verlangt. Dann wird dafür gesorgt, daß nicht infolge von Abneigung eines Schülers gegen ein Fach, oder infolge bloßer Vernachlässigung von seiner Seite, in irgendeinem, zur allgemeinen Bildung oder für spätere Examina unentbehrlichen Lehrfach eine völlige Lücke entsteht. An guten Ratschlägen von seiten der Lehrer fehlt es den Knaben nicht, wenn sie ihren Lernplan zusammenstellen. Ein solcher Plan entsteht immer durch das Zusammenwirken von Schüler, Lehrerschaft und Elternhaus.

Diese Unterrichtsordnung zeigt ihre Vorzüge natürlich vor allem an Internaten, wo eine beständige enge Berührung zwischen Lehrern und Schülern stattfindet und wo man Besonderheiten, Ausnahmefälle und unvorhergesehene Änderungen viel leichter bewältigen kann als in dem steifen Organismus einer öffentlichen Schule. Vorteilhaft ist es auch, wenn die Schule nicht zu groß ist. Denn je größer eine Anstalt ist, desto ungefüger und unbeweglicher ist sie, desto strenger herrscht in ihr die harte Regel, desto mehr wird alles auf den Durchschnitt eingerichtet. Am vorteilhaftesten aber ist es, wenn eine recht große Anzahl von Lehrern vorhanden ist. Bei der Schule, von der hier die Rede ist, waren für etwas weniger als 100 Schüler 15 Lehrer da, also für sechs Schüler immer ein Lehrer, zweifellos ein recht günstiges Verhältnis. Für solche Schulen würde ich nicht anstehen, dieses amerikanische System, abgesehen von der Mühe, die seine Durchführung den Schulleitern macht, als ideal zu bezeichnen, wenn nicht aus ihm, was man vielleicht nicht erwartet, bei gewissen Schülern gerade eine Unlust am Lernen entstehen würde. Bei gewissen Schülern, nämlich bei den weniger guten. Die Begabten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Interessierten zwar werden bei dieser Ordnung gut fahren. Sie werden die Unterrichtsgegenstände, die sie sich selbst haben auswählen dürfen, deswegen nur um so lieber haben und um so selbstständiger anfassen. Und da sie die Möglichkeit vor sich sehen, das Pensum rascher zu erledigen als in der vorgeschriebenen Zeit, werden sie sich doppelt anstrengen, um schnell durch die Schule zu kommen und frühzeitig in das College, das gelobte Land des jungen Amerikaners, eintreten zu können. Ich glaube, bei den schlechten Schülern hat das System diese Wirkung nicht. Sie reizt die Möglichkeit schnelleren Vorwärtskommens in der Schule nicht, da sie fühlen, daß sie davon doch keinen Gebrauch machen werden. Und die Freiheit der Auswahl zwischen verschiedenen Fächern erweckt bei ihnen nicht Liebe zum selbst erfaßten Gegenstand, sondern vielmehr ein unbehagliches, unschlüssiges Gefühl, zwischen Dingen, die ihnen doch wenig zusagen, wählen zu müssen, und am Ende alles andere als Respekt vor dem schließlich gewählten Gegenstand. Was man erwählen, aber auch zurückweisen kann, vor dem hat man nicht solche Achtung wie vor einer Sache, die man unbedingt tun muß, wenn auch vielleicht mit etwas Widerstreben. Selbst ein schlechter Schüler wird sich zu einigem Eifer in einem Unterrichtsfach getrieben fühlen, wenn er weiß, daß er um dessen Erlernen gar nicht herum kommt. Kann er aber zwischen mehreren Fächern wählen, so wird er schießlich auch das gewählte nur lässig betreiben. Immerhin haben sowohl die schlechteren wie die besseren Schüler das Gefühl, bei Entscheidungen, die schon einigen Einfluß auf ihr künftiges Leben haben, mitwirken zu können. Und so erzeugt dieses System der Lernfreiheit zwar nicht in allen Fällen Lernlust und Eifer, aber doch jedenfalls stets ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und das Bewußtsein verantwortlichen Handelns. Auf diese Tugenden aber wird in Amerika der allergrößte Wert gelegt.

Erziehung zur Selbständigkeit.

Sie zu wecken dient nun auch eine große Menge von Einrichtungen und Bräuchen des amerikanischen Schullebens, die nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Beziehung zum eigentlichen Unterricht stehen, und von denen die wichtigsten hervorgehoben werden mögen.*)

Zuerst mögen hier die Schülerzeitungen genannt werden. Damit sind nicht Zeitungen für Schüler, sondern von den Schülern selbst geschriebene Veröffentlichungen gemeint. Gewöhnlich gibt es zwei Arten von Zeitschriften, die Monatsschrift und das Jahrbuch. Die Monatsschrift erschien in der Hudson-Schule in Stärke von etwa zwei Druckbogen achtmal im Jahre, vom November bis zum Juni. Ausgenommen wenige, von diesem oder jenem Lehrer beigesteuerte Artikel, war das ganze Blatt von den Schülern verfaßt und herausgegeben. Den Hauptinhalt bildeten literarische Skizzen, die oft geschickt ersonnen und nicht übel geschrieben waren. Reisebeschreibungen, Briefe an den Herausgeber, Erörterungen von Fragen des Schullebens und Vorschläge dazu wechselten ab mit Schilderungen von Schulfesten, von bekannten Persönlichkeiten und dergleichen mehr. Nie fehlte ein Leitartikel des Hauptschriftleiters, sowie Berichte über die sportlichen Wettkämpfe des Monats, an denen die Schule teilgenommen hatte. Die Leitartikel hatten oft eine allgemeine moralische Frage zum Gegenstand und waren bisweilen ausgezeichnete Proben „gegenseitiger Erziehung". Die Aufforderung an die Mitschüler, fleißig an der Zeitschrift mitzuarbeiten und sich nicht zu scheuen, ihre Aufsätze einzureichen, las ich übrigens häufig darin. Eine kurze Schulchronik und eine humorvolle Sammlung von Witzen und komischen Vorkommnissen aus der Schule fanden sich im letzten Teil des Blattes; den Beschluß bildete eine Besprechung der Monatsschriften anderer befreundeter Schulen. Damit war der literarische Teil des Blattes, den meistens einige lustige Zeichnungen zierten, zu Ende. Den Anhang bildeten mehrere Seiten voll Geschäftsanzeigen! Je mehr Annoncen im Blatt, desto größer die Ehre für die Herausgeber. Das mutet uns

*) Übrigens zielt auch die Art des Unterrichtes vielfach auf Erweckung der Selbständigkeit hin. Im Geschichtsunterricht wird z. B. meist das Neue, noch nicht Durchgesprochene, nicht vom Lehrer vorgetragen, sondern zuerst vom Schüler in dem sehr ausführlichen Lehrbuch zu Hause studiert. In der Klasse muß dann jeder über das Gelesene sprechen und Auskunft geben können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

echt amerikanisch an. Durch die Veröffentlichung einer solchen Zeitschrift sollte nicht nur der Mut zum Schreiben und die Gewandtheit in literarischer Betätigung erweckt werden, auch die Geschäftsgewandtheit sollte auf ihre Kosten kommen. Die „Herausgeber des Anzeigenteils", zwei oder drei Schüler natürlich, gingen in der Stadt herum und veranlaßten den Drogisten, den Schneidermeister, den Schuhmacher und überhaupt alle Laden- und Geschäftsinhaber, deren sie nur habhaft werden konnten, in dem Schulblatt für ihre Waren Reklame zu machen. Diese reisenden Anzeigenredakteure hatten einen Block mit Vordrucken für schriftliche Abmachungen in der Tasche, und wenn der Lieferant zugesagt hatte, wurde der Vertrag ausgefüllt und nach Vereinbarung des Insertionspreises in aller Form von beiden unterzeichnet. Die Schüler setzten sich sogar auf die Eisenbahn und fuhren nach New York, um dort Inserenten einzufangen. Wenn es ihnen gelang, waren sie sehr stolz und wurden als vielversprechende künftige Geschäftsleute angesehen. Diese Vorbereitung auf das spätere Leben war auch durchaus zu rechtfertigen; denn wer will in Amerika sein Glück machen, wenn er neben aller sonstigen Tüchtigkeit nicht auch ein gewiegter Geschäftsmann ist! Der „Chefredakteur" (Editor in chief) einer solchen Monatsschrift hatte einen Stab von nicht weniger als acht Hilfsarbeitern, zwei für die literarischen Beiträge, einen für den sportlichen Teil, einen für Schulnachrichten, einen für den Austausch mit fremden Schülerzeitschriften und die Kritik derselben und drei für das Geschäftliche. Keine Kleinigkeit für den ersten Schriftleiter war es, diese vielen Helfer und diejenigen, die Aufsätze beisteuerten, dahin zu bringen, daß am Ende des Monats alles fertig war und pünktlich in die Druckerei gehen konnte.

Eine recht achtbare Leistung für Schüler war auch das Jahrbuch. Dies war ein reich mit Bildern ausgestattetes, schön eingebundenes Erinnerungsbuch, das einen Überblick über alle Vorkommnisse des Jahres bot und vor allem eine Menge Photographien enthielt, welche die Räume der Schule und die Lehrer und Schüler darstellten, letztere in den verschiedensten Kostümen, z. B. als Turner, als Fußballspieler, als Läufer (mit nackten Armen und Beinen),

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber auch als elegante junge Herren (im schwarzen Gesellschaftsanzug), sowie im gewöhnlichen Alltagsrock. Denn jeder Verein, jede Riege, jede Klasse bekam ein Kapitel für sich in diesem Jahrbuch und durfte sich mit Photographien darin verewigen. Jede Klasse ernannte einen Chronisten, der ihre Jahresgeschichte mit allen ernsten und heiteren Begebenheiten schreiben mußte; meist geschah es in launigem Ton. Die Abiturienten, wenn man diesen Ausdruck brauchen kann, kamen jeder mit Porträt, vollem Namen, Heimatsort und einem Wahlspruch, der ihren Charakter kennzeichnete, in das Jahrbuch hinein. — Beschluß: fünfzehn Seiten Geschäftsanzeigen! Alles in allem ein schönes Buch, das durch seine Bilder, seine launigen Berichte und durch die zahlreichen lieben Erinnerungen, die es erweckt, jedem ehemaligen Mitglied der Schule ein wertvolles Andenken auf Lebenszeit ist.

Monatsschrift wie Jahrbuch verursachten ihren Verfassern und Herausgebern natürlich eine Menge Arbeit, und wenn auch die Lehrer manchen Ratschlag gaben, so gehörte doch eine ziemlich große Umsicht, viel Fleiß und beträchtliche Gewandtheit dazu, um diese umfangreichen Veröffentlichungen — das Jahrbuch war einschließlich der Bilderseiten 150 Seiten stark — in einwandfreier Form und rechtzeitig fertigzustellen. Aber die beteiligten Schüler durften dafür auch das berechtigte Gefühl haben, etwas Tüchtiges s e l b s t ä n d i g zuwege gebracht zu haben. Sie hatten Erfahrungen aller Art dabei gesammelt und konnten mit Befriedigung auf diese ersten Versuche literarischer wie geschäftlicher Betätigung zurückblicken. Ich konnte auch nicht finden, daß dadurch eine törichte Autoreneitelkeit bei den Schülern großgezogen worden wäre, höchstens ein verzeihlicher Stolz. Wurden doch die literarischen Beiträge auch ohne Namensnennung abgedruckt und ist es doch auf a l l e n derartigen amerikanischen Schulen üblich, solche Veröffentlichungen herauszubringen. Mir scheint diese amerikanische Sitte der Schulpublikationen gegenüber den Aufsätzen über vom Lehrer gestellte Themata, die natürlich in Amerika auch gang und gäbe sind, den gesunden Gedanken zu verwirklichen, daß die menschlichen Leistungen gewöhnlich höher sind, wenn der Arbeitende ein bestimmtes, praktisches, ihm erstrebenswert scheinendes Ziel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erreichen will, dem er sich gewachsen fühlt, als wenn er sozusagen ins Blaue hinein arbeitet, nur weil es ihm aufgetragen worden ist. Mindestens ist es viel leichter, für solche Ziele Interesse zu erwecken, als für Gegenstände, die der Lehrer dem Schüler nur durch seine Worte näherbringen kann. Freilich war in diesen Schülerzeitschriften auch viel inhaltlich wertloses, seichtes Zeug enthalten. Man muß außerdem bedenken, daß solche Veröffentlichungen den Schülern oder deren Eltern recht viel Geld kosten, sowie daß sie nur an solchen Anstalten lebenskräftig werden können, welche die Knaben ganz in sich aufnehmen. Nur wo alle Schüler und Lehrer eine wirkliche Lebensgemeinschaft bilden, können solche Zeitschriften gedeihen. Wo die Knaben nur während einiger Stunden des Tages zum Unterricht in die Schule gehen, da würden sie wahrscheinlich auch recht matt und farblos ausfallen.

Wenn diese Veröffentlichungen dahin wirken, die Fähigkeit schriftlichen Ausdrucks bei den Knaben zu fördern, so ist in Amerika auch für die Schulung im freien, mündlichen Gebrauch der Muttersprache reichlich gesorgt. Ein Land mit so demokratischen Einrichtungen wie Amerika braucht Redner. Tatsächlich ist denn auch in den Vereinigten Staaten die Rednergabe hoch entwickelt. Sowohl in der Kunst des Vortrags wie in der freien, unvorbereiteten Rede sind viele Amerikaner Meister. Zu dieser Fertigkeit wird in der Schule beizeiten der Grund gelegt. An der Hudson-Schule gab es zwei Debattiervereine, denen die meisten älteren und eine Anzahl der jüngeren Schüler angehörten. Jeder derselben hatte etwas mehr als zwanzig Mitglieder und einen oder mehrere Lehrer als Ehrenmitglieder und Berater. Übung in freier Rede war das ausgesprochene Ziel dieser Vereine. Man bemühte sich, in den Formen geregelter, parlamentarischer Debatte über ein gewähltes Thema frei aus dem Kopf nicht nur die eigenen Gedanken geordnet vorzutragen, sondern auch den Einwänden des Gegners schlagfertig zu begegnen. Mehrere Male im Jahre wurde dann zwischen zwei Mitgliedern der beiden miteinander wetteifernden Vereine eine Redeschlacht verabredet. Diese Disputation fand vor versammelter Schule statt. Der Redner bestieg die Tribüne, redete die Versammlung an, nannte das Thema, gab seiner Ansicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ausdruck, begründete sie und faßte zum Schluß seine Ausführungen zusammen, indem er mehrere Streitsätze aufstellte. Nun kam sein Gegner an die Reihe. Er verfuhr in derselben Weise und suchte Punkt für Punkt die Behauptungen des Gegners zu erschüttern und die gegenteilige Meinung zu verfechten. Soweit war alles mehr oder weniger auswendig gelernt. Hierauf aber erhielten die beiden Kämpen noch einmal das Wort zur Erwiderung. Bei diesem zweiten Gang wurde nicht selten ganz unvorbereitet gesprochen, und hier konnte sich das rednerische Geschick eines jeden frei entfalten. Die Gegner erwärmten sich, verteidigten sich, suchten den Angreifer zu übertrumpfen oder seine Gründe ins Lächerliche zu ziehen und sprachen dabei meist lebendiger und beredter als zum Beginn, wenn auch vielleicht in weniger gewählter Form. Die zuhörenden Schüler spendeten Beifall, und wer mit dem lauteren Händeklatschen belohnt worden war, durfte sich stolz als der Sieger fühlen. Zum Schluß sprach der Direktor meist ein humorvolles Wort; er ließ beiden Rednern ihr Recht werden oder entschied den Sieg zugunsten der richtigeren oder besser verteidigten Ansicht. Die Gegenstände, über die gesprochen wurde, waren meist Fragen, die die Gemüter der ganzen Schülerschaft erregten, und über die auch in privaten Debatten schon viel gesprochen worden war, zum Beispiel: „Sollen wir den Panamakanal befestigen oder nicht?" oder: „Ist es besser, die beiden schulfreien Nachmittage auf den Dienstag und Freitag oder auf den Mittwoch und Sonnabend zu verlegen?" Bei dieser letzteren Frage behielt sich allerdings der Direktor in seinem Schlußwort die Entscheidung vor! Die Mehrzahl der Schüler hatte nämlich den Wunsch, statt des bisher üblichen Freitags den Sonnabend Nachmittag frei zu bekommen, weil sie dann am Abend nach New York ins Theater gehen oder vom Sonnabend Mittag bis Sonntag Abend zu Eltern und Verwandten fahren konnten. Der Redner, welcher für den Freitag sprach und darlegte, daß die Schüler ja schon genug Ferien und freie Zeit hätten, und daß der Sonnabend Nachmittag notwendigerweise zum Lernen verwendet werden müßte, um das Ziel der Versetzung zu erreichen oder die Examina zu bestehen, dieser Lobredner von Pflicht und Tugend hatte bei seinen Mit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schülern wenig Glück! Aber der Direktor wußte durch launige Worte die Lacher auf seine Seite zu bringen, und so gab sich denn schließlich alles damit zufrieden, daß es nach wie vor beim Freitag blieb.

Schon die Vorbereitung eines solchen öffentlichen Redekampfes und die lebhaften Erörterungen, zu denen es dabei oft in den Korridoren oder Zimmern der Schüler kam, wirkten erziehlich auf die Redefähigkeit. Ich erinnere mich, wie eines Abends die ganze Schule von einem förmlichen Debattierfieber ergriffen war. Es war im Winter; am Kaminfeuer in der Bibliothek war den Schülern eine Novelle vorgelesen worden, die der Dichter absichtlich so angelegt hatte, daß der Leser am Schluß im Unklaren blieb, ob der Held der Erzählung auf Befehl einer Barbaren-Prinzessin zu Tode gefoltert, oder ob er von einem Tiger zerrissen worden war. Beide Möglichkeiten ließen sich wahrscheinlich machen. Es bildeten sich zwei Parteien unter den Zuhörern, die eine für den Tiger, die andere für die Frau; und noch bis Mitternacht konnte man die Schüler in ihren Schlafzimmern ihre Beweise führen und darüber streiten hören, ob die Prinzessin oder das Raubtier dem Manne vom Leben zum Tode verholfen hätte.

Eine weitere Gelegenheit zum Sprechen vor einer Zuhörerschaft boten die Versammlungen des christlichen Vereins junger Männer. Diese in Amerika auch in akademischen Kreisen außerordentlich verbreitete Vereinigung hat in den meisten Schulen einen Zweigverein. In der Hudson-Schule waren mehr als ein Drittel aller Zöglinge Mitglieder desselben. Die allwöchentlichen Sitzungen wurden von den Schülern selbst abgehalten und selbst geleitet. Bisweilen hielt ein oder der andere Lehrer eine Ansprache. Meist aber waren es die Schüler selber, welche sprachen. Es gab einen Vorsitzenden und einen Sprecher; diese beiden befanden sich auf dem Podium der Aula und eröffneten mit einigen Worten die Sitzung. Dann wurde einem Schüler, der sich zum Vortrag gemeldet hatte, das Wort erteilt, und dieser hielt eine kurze Ansprache über ein schon einige Tage vorher bekannt gegebenes Thema, für dessen Erörterung sich jeder einige Gedanken zurechtgelegt hatte. Gegenstand der Aussprache pflegte eine mora-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lische Frage zu sein, z. B. „Wert der Freundschaft", „Wahre Freundschaft", „Ideale". Dogmatische Fragen habe ich nicht erörtern hören, dagegen wurde bisweilen über ein Betätigungsfeld des praktischen Christentums, z. B. über soziale Fürsorge Bericht erstattet. Dem Vortragenden dankte der Präsident im Namen der Anwesenden, dann fragte er, wer sich zum Wort melden wollte. Oft sprach dann noch ein oder der andere Schüler, und zwar meist von seinem Platze aus; er gab einem verwandten Gedanken oder einer abweichenden Meinung Ausdruck oder richtete eine Frage an die Versammelten. Zum Beginn und zum Schluß wurde ein Kirchenlied gesungen, ein Schüler, oder der anwesende Lehrer sprach ein kurzes Gebet. Der Ton der Versammlungen war frei von Frömmelei, die gegenseitige Aussprache oft anregend und fruchtbringend. Gerade die gediegenen jungen Männer gehörten diesem Verein an; der Vorsitzende war der ernsteste und charaktervollste Schüler der Anstalt, bei allen seinen Kameraden außerordentlich beliebt und übrigens auch der beste Turner der Schule.

Diesem ernsten Verein stehen einige Klubs gegenüber, die heitereren Anstrich tragen, die sogenannten Fraternitäten. Das sind Vereine, welche nur die Pflege von Freundschaft und Geselligkeit zum Ziele haben. Sie entsprechen in ihren Absichten einigermaßen den Verbindungen der deutschen Studenten, nur muß man sich natürlich Mütze, Band und Schläger sowie alles Kommersieren fortdenken. Das würde dem Schüler nicht ziemen und es ist das alles auch nicht amerikanisch. Die Namen dieser Vereine bestehen aus zwei oder drei griechischen Buchstaben, welche ursprünglich Anfangsbuchstaben griechischer Worte darstellen, z. B. $\varphi = \varphi\iota\lambda\iota\alpha$, meist aber, wie mir schien, gedankenlos gebraucht wurden. Jede Fraternität macht einige Lehrer zu ihren Ehrenmitgliedern, diese nehmen an ihren Festlichkeiten teil. Andere Gäste als die Mitglieder und Ehrenmitglieder werden nicht geladen. Diese Vereine geben sich sogar gerne den Anschein einer etwas freimaurerischen Geheimnistuerei; doch gibt es eigentlich keine Geheimnisse als etwa das, daß die Mitglieder sich im späteren Leben gegenseitig zu helfen versprechen. Es gibt solche Vereine hauptsächlich an den Universitäten, und die einflußreicheren unter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen sollen eine bedeutende Rolle spielen und ihren Mitgliedern manche Vorteile verschaffen. Auf der Schule haben diese Freundschaftsbünde keinen anderen Zweck als den eines frohen geselligen Zusammenhaltens. Natürlich gibt es auch hier einen Vorsitzenden, einen stellvertretenden Vorsitzenden, einen Schatzmeister, einen Schriftführer und was dergleichen wichtige Ämter mehr sind. Das größte Vergnügen, das diese Brüderschaften ihren Mitgliedern bieten, ist die Aufnahme von Neulingen in die Gemeinschaft der Eingeweihten. Bei dieser Einweihung geht es so amerikanisch zu, daß ich mit einigen Worten erzählen möchte, was man dabei erleben kann. Der Sinn der Einweihungsfeierlichkeiten ist der, die Aufzunehmenden zu prüfen, ob sie würdig genug sind, in den Freundschaftsbund aufgenommen zu werden und sie mit Respekt vor ihren neuen Genossen zu erfüllen. Das geschieht etwa folgendermaßen. Den Neulingen werden die Augen verbunden; dann werden sie aus dem Hause geführt, und es geht hinaus ins Feld. Jeder geht an der Hand eines Führers, dem er nun auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist; denn er muß alles tun, was ihm dieser befiehlt, sonst kann er nicht Mitglied des Bundes werden. Bald wird von der Landstraße abgebogen, es geht durch den Chausseegraben, einen Abhang hinauf, einen anderen hinunter, eine Hecke muß überklettert, eine andere durchkrochen werden, alles mit verbundenen Augen. Abhänge werden auch zum Herunterrollen benutzt; der unglückliche Prüfling weiß nicht, wie lang der Abhang ist, noch wohin er rollt, aber er gehorcht dem Führer und verläßt sich darauf, daß dieser ihm nichts Lebensgefährliches befehlen wird. Ein recht schlechter Scherz ist es, wenn ein herabgebogener Ast als Reckstange ausgegeben und der Neue aufgefordert wird, ein Turnkunststück vorzuführen. Wenn er mitten im schönsten Klimmzug ist, läßt der Führer den Ast los und der Turner fühlt sich plötzlich in die Höhe gezogen, läßt in seiner Angst los und fällt recht unsanft auf den Rasen. Um sich von seinem Schrecken zu erholen, darf er einen Wettlauf mit seinen Leidensgefährten unternehmen. Alle fünf oder sechs werden auf einem ebenen Stück Land nebeneinander gestellt, und müssen auf das „Fertig — Los!" der Führer mit verbundenen Augen ins Ungewisse hinein rennen, bis das erlösende

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Halt" ertönt. Eine rechte Quälerei. Das Tollste aber war das sogenannte Überfahren. Alle Prüflinge legten sich nebeneinander auf den Rücken und es wurde ihnen mitgeteilt, daß sie jetzt von einer schweren, eisernen Handwalze überfahren werden würden. Sie sollten alle Muskeln anspannen, um keinen Schaden zu nehmen. Es sei nicht so schlimm, im vorigen Jahre wäre dasselbe mit den jetzigen Mitgliedern vorgenommen worden; ein kräftiger Mensch könne es ganz gut aushalten, von einer eisernen Walze überfahren zu werden, und sie hätten ja doch schon gezeigt, daß sie alle kräftige Jungen seien. Während dieser angenehmen Trostsprüche wurde die Walze herbeigerollt. Sie wurde mit Steinen gefüllt, damit ein recht unheimliches Gerassel verursacht wurde. Immer näher kam das eiserne Ungetüm, während den am Boden Liegenden der Angstschweiß auf die Stirn trat. Tatsächlich wurden nun die Burschen überfahren, aber nur von einer leichten, hölzernen Schiebkarre, die bereit gehalten war: die Walze wurde dicht an ihren Köpfen vorbeigerollt. In ihrer Blindheit und Aufgeregtheit glaubten aber viele, als sie den Gegenstand über sich hinrollen fühlten, nicht anders, als daß es die Walze gewesen sei. Als sie nach beendigter Tortur mit einem Ausruf des Stolzes über ihre Muskelleistung aufsprangen, wurden sie laut ausgelacht und ihnen der wahre Sachverhalt mitgeteilt.

Wer diese Gesellschaft von Peinigern und Gepeinigten von weitem im Vollmondschein auf der Wiese erblickte und das Gerassel und Geschrei hörte, der mochte denken, daß er einen Spuk aus Dantes Hölle vor sich hätte. Zum Schluß wurden die Prüflinge, denen die Augenbinde noch immer nicht abgenommen worden war, in einen Pferdestall geführt und aufgefordert, laut bis 500 zu zählen. Wer fertig sei, solle seinen Namen rufen. Der schnellste Zähler bekäme einen Preis. Während nun die sechs Narren laut anfingen zu zählen, entfernten sich die Führer leise und rasch und gingen nach dem nahen Vereinshause zurück, indem sie die anderen ihrem Schicksal überließen. Diese standen inzwischen in dem stockdunklen Stall allein und zählten sich heiser. Als sie alle fertig waren und ihre Namen geschrien hatten, merkten sie, daß ihre Peiniger sich aus dem Staube gemacht und sie zum Besten gehabt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatten. Wie es nun mit einem Male so totenstill wurde und sie nichts mehr hörten als das unheimliche Stampfen oder Schnauben der Pferde aus dem Dunkel des Stalles, fiel es ihnen schließlich ein, die Binde von den Augen zu reißen und ins Freie hinauszulaufen. Man stelle sich vor, welches Gelächter sie empfing, als sie dann nach einigen Minuten in dem Vereinszimmer eintrafen! Mit dieser letzten Tortur war nun aber auch die Quälerei zu Ende, und die Aufnahme in den Verein wurde vollzogen. Freilich mußten die Neuaufgenommenen nun noch ihre Talente zeigen, Lieder singen, Reden halten, einen Auktionator spielen oder den Zuckerwettlauf unternehmen. Bei diesem „Wettlauf" galt es, auf dem Fußboden kniend mit der Nasenspitze ein Stück Zucker vor sich herzuschieben, ohne die Hände zu gebrauchen. Aber alles dieses war harmlos im Vergleich zu den vorangegangenen Nöten und Ängsten. Für alle gehabte Mühe entschädigte endlich ein reichliches Mahl, das alle gemeinsam einnahmen und das den Neulingen von den alten Mitgliedern gespendet wurde. Hierbei pflegte es sehr lustig herzugehen und jeder, vom Vorsitzenden bis herab zum jüngsten Mitglied, mußte einen Toast ausbringen. Es gab, wie bei jedem amerikanischen Festmahl, einen Toastmeister, welcher den ersten Trinkspruch ausbrachte und dann alle Anwesenden nacheinander aufforderte, auch ihrerseits eine Ansprache zu halten. Keiner durfte sich der Ehrenpflicht entziehen. So erzieht man sich in Amerika gegenseitig zum Redner.

So vernünftig diese Sitte der Tischreden ist, so unvernünftig muß man jene „Prüfungen" und Hänseleien nennen, denen die neu Aufzunehmenden ausgesetzt waren. Es ist in Amerika oft genug vorgekommen, daß die Betroffenen dabei Verletzungen bedenklicher Art erlitten, ja manche haben diese Scherze mit dem Leben bezahlen müssen. Wenn ich einige der milderen Streiche erzählt habe, wollte ich damit alles andere als zu ihrer Nachahmung auffordern. Es steckt ein gutes Stück Roheit, wenn auch wohl unbeabsichtigte Roheit, in diesen Neckereien. Mehrere Studenten, mit denen ich darüber sprach, und zwar gesunde und derbe Burschen mit starken Nerven, sagten, sie hätten niemals eine größere „seelische Marter" in ihrem Leben durchgemacht, als während der Stunden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des „hazing" im College; hazing ist der amerikanische Ausdruck für diese Peinigung der Neuaufgenommenen.

Ähnliche Auswüchse stellt der fremde Besucher bei dem Sportbetrieb an den amerikanischen Schulen fest. Von der elf Mann starken Fußballriege der Hudson-Schule, welche im September ihre Tätigkeit begann, waren am Ende der Fußballspielzeit des Jahres, nämlich im Dezember, nur noch drei Mitglieder heil und ganz übrig, während acht bei dem rücksichtslosen Spiel so verletzt worden waren, daß sie nicht mehr teilnehmen konnten. Im Oktober gingen gleichzeitig drei Schüler mit eingegipstem Bein auf Krücken in der Schule einher. Ein Wunder, daß kein Schädelbruch vorgekommen war. Oft genug haben sich in Amerika Todesfälle beim Fußball ereignet. Wem das nicht die Begeisterung für diesen Sport, solange er unter ähnlichen Spielregeln betrieben wird, dämpft, dem ist nicht zu helfen. Die anderen Ballspiele sind wesentlich empfehlenswerter. Im Winter spielt man in Amerika Korbball, weil dies in geschlossenen Räumen geschehen kann. Sobald die Frühlingssonne den Schnee schmilzt und den Boden trocknet, geht es wieder hinaus ins Freie zum Baseball, dem eigentlichen amerikanischen Nationalspiel. Es ist ein Verwandter unseres deutschen Schlagballspieles; ein schöner Sport, der im Werfen, Schlagen, Fangen und Laufen übt und viel Geistesgegenwart und Sicherheit, Gewandtheit und Kraft erfordert. Auch Schwimmen, Turnen, Turnspiel, Fechten, Tennis und noch manches andere Bewegungsspiel wurde geübt. Ich brauchte hier über die guten Wirkungen der Leibesübungen im Freien kein Wort zu verlieren, wenn es nicht der Ausdruck des Bedauerns wäre, daß der Jugend unserer deutschen Städte noch immer so wenig große und gutgepflegte Spielplätze zur Verfügung stehen. Wir brauchen die englischen und amerikanischen Verhältnisse nicht nachzuahmen. Dort sind die Grenzen des Normalen entschieden schon überschritten; die Freude an körperlicher Kraft und Gesundheit ist zur Sportwut geworden. Aber eine ganze Menge mehr, als jetzt bei uns für die Kräftigung und Gesunderhaltung der Jugend geschieht, könnte noch geschehen! Die Jugend, die den Weg zu ihrem Spielplatz gerne geht, gerät nicht leicht auf andere Wege oder Abwege!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Über Sport und Spiel in Amerika ist schon so viel geschrieben worden, daß ich mich darüber kurz fassen kann. Auf den Schulen sind diese Betätigungen nicht nur ein Mittel zur körperlichen Ertüchtigung, sondern sie helfen auch das allgemeine Ziel der Erziehung, die Selbständigkeit der Knaben, fördern. Dazu trägt vor allem der Brauch bei, daß benachbarte Schulen miteinander in Wettkampf treten. Jede Spielmannschaft hat einen Obmann („captain"), der das Spiel selbst leitet, und einen Schriftführer („manager"), der die Verabredungen mit den Nachbarschulen trifft und die Drucklegung der Spiellisten besorgt. Die ganze Riege fühlt sich als Vertreterin der Schule und setzt ihre Ehre darein, den Sieg für alle ihre Kameraden zu erstreiten. Mehrere Dutzend Wettkämpfe wurden durch die verschiedenen Riegen in einem Jahre bestritten; etwa die Hälfte derselben auswärts. War dies der Fall, so brachte man die Spieler in corpore zur Bahn und stärkte ihnen bei der Abfahrt des Zuges den Mut durch lautes Hurrarufen. Noch viel lauter war der Jubel, wenn sie als Sieger wieder heimkehrten. Wenn die fremde Schule nicht allzu weit entfernt war, so zogen alle Schüler mit und sahen dem Spiele zu. Ihre Aufgabe war es dann, durch ein ohrbetäubendes Hurragebrüll ihre Kameraden zur äußersten Anstrengung anzustacheln. Dies Geschrei wurde nach den Armbewegungen eines „Leiters" taktmäßig ausgeführt; vorher war es zu Hause eingeübt worden. Es bedeutete entweder Freude über einen Vorteil, der im Spiel errungen worden war, oder, wenn die Sache schlecht stand, Ansporn und Ermutigung. War der Sieg erfochten, so machte oftmals ein daheim angezündetes Freudenfeuer den Beschluß des Tages. Dabei wurden wieder eine Menge Ansprachen gehalten, wie stets in Amerika, wenn man gesellig beisammen ist und den Gefühlen aller Anwesenden Ausdruck verleihen will. Zuerst mußten die Turnlehrer sprechen, dann die Mitglieder der siegreichen Mannschaft, schließlich jeder, dessen man habhaft werden konnte. Der sogenannte Schlangentanz bildete das Ende des Siegesfestes. Die Schlange wurde dadurch gebildet, daß immer einer dem anderen die Hände von hinten auf die Schultern legte; im Gänsemarsch zog dann die lange Reihe um den Platz, durch das ganze Schulgebäude und um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Feuer herum, bis dies erloschen war. In der freudigsten Stimmung waren natürlich die Mitglieder der Riege, welche den Sieg erfochten hatte; ein solcher Tag hob ihr Selbstbewußtsein beträchtlich, ihre Namen waren in aller Munde, ihre Leistungen waren das Gespräch des Tages. Etwas, was bei solchen Wettspielen mit fremden Schulen besonders zutage trat, war der starke Schulgeist, „Schulpatriotismus" möchte man sagen, welcher alle beseelte. In Deutschland gibt es kaum etwas Ähnliches. Bei uns tritt die Schule so selten nach außen hin als Körperschaft auf, daß ein solcher Schulgeist sich kaum bilden kann. Höchstens vom Klassengeist hört man hier und da bei uns sprechen, doch das ist ganz etwas anderes. Viel mehr noch als bei uns ist dem amerikanischen Schüler der Name seiner Schule ein Ehrenschild, auf den er nichts kommen lassen will, und den er in hellem Ruhm erstrahlen sehen möchte. Leider ist es eine Tatsache, daß unsere Schüler ihre Schule weniger lieben, als es in Amerika der Fall ist. Dort hört man die ehemaligen Schüler fast nur Gutes von ihrer Anstalt sagen; gern erzählen sie, wie es ihnen einst auf ihr ergangen ist; gern kommen sie wieder dahin zurück und verweilen lange Stunden. Sie nehmen an den Mahlzeiten teil, werden mit dem bekannten taktmäßigen Hurra begrüßt und machen zum Dank einen speech. Jedes Jahr wird in den Räumen der Schule selbst ein Erinnerungsfest der ehemaligen Schüler gefeiert, zu dem sich alle einfinden, denen es ihr Beruf irgendwie möglich macht.

Diese Liebe zu der Schule erklärt sich zum großen Teil natürlich daraus, daß die Zöglinge ganz in der Anstalt wohnen. Die Schule vertritt ihnen Vater und Mutter. Das Verhältnis der Lehrer zu den Schülern ist ein herzliches. Je nach dem Lebensalter und dem Temperament der Beteiligten ist es mehr ein väterliches oder mehr ein freundschaftliches, kameradschaftliches Verhältnis. Alle sind ja Hausgenossen und verkehren den ganzen Tag gesellig miteinander, nicht nur im Klassenzimmer während des Unterrichts.

Die vorstehenden, keineswegs erschöpfend schildernden Bilder aus dem amerikanischen Alumnatsleben werden gezeigt haben, daß dieses ein viel reicheres ist als bei dem Durchschnitt der deutschen Schulen. Ein wirklicher Vergleich läßt sich freilich nur mit deutschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alumnaten ziehen. Aber auch da würde sich ergeben, daß das Schulleben in Amerika weit mannigfacher in seinen Formen und Betätigungen ist. Bei uns ist eben der Unterricht das alles beherrschende Hauptstück des Schullebens. Man darf auch ohne Überhebung sagen, daß in Deutschland besser unterrichtet und mehr gelernt wird als in Amerika. Der amerikanische Schulsack ist nicht so schwer wie der deutsche. Zwar steht natürlich auch drüben der Unterricht im Mittelpunkt des Schullebens, aber doch nicht in so überragendem Maße wie bei uns. Die anderen „Schultätigkeiten" (school activities) nehmen einen breiten Raum ein. Ziel der Erziehung in Amerika ist nicht nur ein möglichst reiches Wissen, sondern neben ausreichendem (oder für ausreichend gehaltenem) Wissen auch die Fähigkeit zur praktischen Verwendung aller körperlichen und geistigen Kräfte und Fertigkeiten. Nicht der fleißige und kenntnisreiche, geistig weitentwickelte Jüngling soll erzogen werden, sondern der „all around man", der Mann, der sich überall zu helfen weiß, der Mann, der ein selbständiges Wesen und ein sicheres Auftreten hat und der es verstehen wird, im Leben gut vorwärtszukommen.

Nun, die Amerikaner sind ein Volk für sich, und wir wollen sie nicht nachahmen. Nachahmung wird immer Nachäffung. Das ist unter Völkern so wie unter einzelnen Personen. Aber wie ein einzelner Mensch sich durch das Vorbild anderer, für überlegen gehaltener Menschen dazu anregen lassen kann, diesen oder jenen in ihm selbst schlummernden Keim geistigen Lebens zur Entfaltung zu bringen, so kann auch ein Volk durch das Anschauen von Art und Sitte eines Nachbarvolkes dazu gebracht werden, rascher und kräftiger diejenigen Seiten seines Charakters zu entwickeln, für die die Zeit zur Entwicklung gekommen ist. Das ist es, was man gewöhnlich nennt, die Vorzüge eines anderen Volkes mit den eigenen vereinen. Ich glaube, für die Deutschen ist die Zeit zur Entwicklung alles dessen, was unsere Charakteranlage an Initiative, Tatkraft und zielfestem Willen birgt, gekommen, in der Tat längst gekommen! Um das zu klarer Gestalt zu bringen, dazu kann uns vor allen anderen Völkern das Beispiel der starken amerikanischen Nation verhelfen. Wir müssen die Männer erziehen, die unser Volk

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

braucht. Uns Deutschen ist die schwere, doppelte Aufgabe gestellt, die reichen Schätze der geistigen Kultur, die wir von unseren Vorfahren ererbt haben, zu bewahren und zu vermehren und auf diesem Gebiete zu immer höherer Vollendung zu gelangen, andererseits aber auch in der Welt voranzukommen und unserem Volke die Stellung zu erringen, die ihm inmitten aller großen Weltreiche, und trotz aller großen Weltreiche der Erde gebührt. Wir müssen den Blick nach den Wolken gerichtet behalten, aber mit beiden Füßen fest auf dem irdischen Boden stehen. Wir dürfen träumen, aber wir müssen auch handeln. Wir wollen das belebende Feuer idealer Geistesrichtung, das in dem deutschen Geiste glüht, nicht verlöschen lassen, aber wir wollen darin auch Waffen schmieden, welche zu verhindern imstande sind, daß wir je zu der Bedeutungslosigkeit eines unbeachteten Volkes herabsinken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

braucht. Un … gabe gestellt, die
reichen Sch… eren Vorfahren
ererbt habe… nd auf diesem
Gebiete zu… n, andererseits
aber auch … rem Volke die
Stellung z… ßen Weltreiche,
und trotz a… . Wir müssen
den Blick … ber mit beiden
Füßen fest … ürfen träumen,
aber wir n… elebende Feuer
idealer Ge… iste glüht, nicht
verlöschen … ffen schmieden,
welche zu … er Bedeutungs-
losigkeit ei…

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf